



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Bilder aus dem westlichen Mitteldeutschland

Richter, Julius Wilhelm Otto

Leipzig [u.a.], 1883

Von der Schmücke nach dem Inselsberge. - Eisenach und die Wartburg.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30013



Die Schmücke.

Von der Schmücke nach dem Inselsberge. — Eisenach und die Wartburg.

Von der Schmücke nach dem Inselsberge. Die Schmücke (der Finsterberg und der blaue Stein). — Dorf Oberhof. — Auf der Thüringer Bleiche (Friedrichroda). — Panorama vom Inselsberge. — Liebenstein und Altenstein. — Die Glücksbrunner Höhle. — Reinhardtsbrunn und die Marienglashöhle. — Eisenach und die Wartburg. Die Landgrafen von Thüringen. — Landgraf Hermann und der Sängerkrieg auf der Wartburg. — Die heilige Elisabeth. — Junker Jürg auf der Wartburg (die Lutherbuche bei Altenstein). — Ein Oktoberfest auf der Wartburg. — Die Hohe Sonne und Wilhelmsthal. — Blick in das Marien- und Annathal.

Die Schmücke (der Finsterberg und der blaue Stein). Dorf **Oberhof.** Der höchste Punkt des Thüringer Waldes, der auch im Winter bewohnt wird, ist die Schmücke. Die Schmücke ist eine Bestätigung der Darwinschen Entwicklungstheorie, denn sie ist vom Viehhaus zum Menschenhaus geworden. Der Gang ist ungefähr folgender. Als man sich entschloß, auf den schönen Bergwiesen eine Art von Sennwirtschaft anzulegen, erhielt der Aufseher derselben von der gothaischen Regierung zugleich die Erlaubnis zu gelegentlicher Aufnahme und Bewirtung der Bergwanderer. Noch heute hat man den Eindruck, daß der Gasthof ursprünglich nicht aus einer Spekulation auf Wanderlust und Bergvergnügen entstanden ist, denn er liegt keineswegs an einem besonders

gesuchten Aussichtspunkte; das möchte vielmehr für diese Gegend des Thüringer Waldes der Schneekopf sein, der mit seinem Aussichtsturme selbst seinen Nachbar, den Beerberg, den höchsten Gipfel des Gebirges, überragt; und der Schneekopf ist von der Schmücke immerhin noch eine halbe Stunde entfernt. Aber je besser man in Norddeutschland das Bergwandern lernte, je deutlicher man empfand, daß es dabei nicht bloß auf eine Reihe schöner Gebirgsbilder ankommt, sondern auch auf die Gebirgsstimmung, wie sie sich aus dem freien Atem auf der Höhe und aus der Urgesundheit der gesamten Umgebung herausbildet: desto größer wurde der Andrang der Fremden, desto mehr trat die Viehwirtschaft hinter der Gastwirtschaft zurück. Jetzt steht ein stattlicher Gasthof, wo früher die Wohnung des Aufsehers stand; und das wohlige Gefühl, auf der Bergeshöhe gut aufgehoben zu sein, läßt den Fremden dort gern verweilen.

Übrigens mag auch der frühere Wirt, der alte Joël, die Fremden angezogen und dadurch zur Hebung der Gastwirtschaft beigetragen haben. Eine Krafnatur voll derben Witzes, burschikos und zugleich bieder, aber mit echt thüringischer Schlaueit ausgerüstet, war er wie geschaffen für diese gelegentliche Bewirtung, die seiner Zeit dort geübt wurde. Als dann gemäß den geänderten Verhältnissen von ihm verlangt wurde, er solle sich verbindlich machen, hinfort höheren Pachtzins zu zahlen, erklärte er sich nach langen Verhandlungen bereit, das Doppelte zu geben. Er hatte aber vorher gar nichts gezahlt, sondern sogar Gehalt bezogen. So wird erzählt; und wenn die Anekdote nicht ganz so wahr sein sollte, so illustriert sie wenigstens das, was wir von der Umwandlung des Viehhauses in ein Menschenhaus und von der Persönlichkeit des alten Joël gesagt haben.

Zu den Punkten, die von der Schmücke aus vorzugsweise besucht werden, gehört der Finsterberg, der, im Ramme des Gebirges liegend, durch seine regelmäßige Kegelform angenehm auffällt, übrigens durch den dichten Nadelwald, der ihn bedeckt, seinem Namen Ehre macht. Auf der nordöstlichen Seite brechen Felsen durch den Wald; auf ihnen liegt das Bürschhaus, das der Aussicht wegen oft aufgesucht wird. Man sieht von dort über das Gebirge hinweg nordwärts bis zum Kyffhäuser und nach Westen bis zu den blauen Bergen der Rhön; und so weiß man, daß man auf einem Gipfel steht. Vom Finsterberg führt der Kennsteig zum blauen Stein, diesem Porphyrfelsen, welcher sowohl durch seine Größe, als auch durch die scharfe Kante, in die er ausläuft, eigentümlich ins Auge fällt. Die Schmücke liegt an der vornehmsten Stelle des Gebirges. Der Finsterberg, der Schneekopf und der große Beerberg umstehen sie, und nach Osten hin schließt der Kiehlhahn die Aussicht. Nur nach Süden in das Thal von Goldlauter mag man weiter hinunter- und hinaus schauen bis zu dem schön gelegenen, gewerbthätigen Suhl.

Außerhalb dieses fast geschlossenen Bergkranzes liegt in nordwestlicher Richtung auf freiem Gebirgsrücken das Dorf Oberhof. Es liegt weniger hoch als die Schmücke, aber es ist eben ein Dorf. Auf saftig grüner Bergwiese stehen die schindelbedachten Häuschen in Gruppen verstreut, Fichtenwald ringsum als Wetterschutz und als Wahrer der Bergeinsamkeit. Der Wald ist nicht eben schön zu nennen; denn er trägt all die Spuren, die das Leben auf der Höhe auch für Bäume mit sich bringt. Bruch und Beugung unter Sturm und Schneelast zeigen sich überall, und was stehen bleibt, ergraut von schwarzenden Flechten, die in krausen Büscheln oder schlichten Bärten an den Zweigen hängen.

Mitten durch dies stille Fleckchen Erde zieht die länderverknüpfende Straße. Es ist die Straße von Gotha nach Suhl, die beste, welche das Gebirge überschreitet. Zu ihr gehört das Gast- und Posthaus, das schon einigermaßen städtischen Charakter trägt und so die Mitte hält zwischen den Bauernhäusern und dem herzoglich gothaischen Jagdschloß. Die kleine hölzerne Kirche dagegen gehört auch dem Stile nach ganz zu dem ursprünglichen Dorfe.

Kein Wunder, wenn, wie die Schmücke, so auch Oberhof von den Bergwanderern und von den Liebhabern ländlicher Sommerfrische mehr und mehr aufgesucht wird. Ist es doch hier im Sommer, als ob der Winter seinen nachwirkenden Segen auf dem Fleckchen Erde gelassen hätte. Die Wiesen halten sich frisch insolge der nächtlichen Niederschläge und schmücken sich gegen den Herbst hin mit zahllosen Herbstzeitlosen. Das ist ein freundlicher Anblick, wenn auch der Landmann keine Freude daran hat. Dabei ist man nicht ganz abgeschlossen von der verkehrreichen Welt: die Straße zieht vorüber und kreuzt sich hier und dort mit andern, und es waltet die Poesie des Posthorns, Erinnerung und Sehnsucht weckend.

Im Winter freilich ist es anders da droben. Da wird die Einsamkeit unerfreulich und selbst der Postverkehr oft mühselig. Aber wer fragt im Winter noch nach Schmücke und Oberhof? Schon der Gedanke daran geht schauernd durch die Seele, und man rückt näher an den Kamin.

Auf der Thüringer Bleiche (Friedrichroda). In einem freundlichen Wiesenthal liegt das Städtchen Friedrichroda. Nach Süden und Westen bilden den Thalarand hohe Berge, welche unmittelbar mit dem Rückgrat des Gebirges zusammenhangen, während nach Norden und nach Osten hin die einschließenden milderen Höhen das dahinter liegende freundliche Hügelland ahnen lassen. Daher hat auf dieser Seite das Bergstädtchen leicht durch eine Eisenbahn mit der Thüringer Bahn verbunden werden können, um so leichter, als es nur darauf ankam, die seit 1848 bestehende Pferdebahn von Fröttstedt nach Waltershausen zu verlängern und demnächst den Dampfbetrieb einzuführen. Das Bedürfnis einer solchen Verkehrserleichterung ist besonders durch den Andrang der sogenannten Sommerfremden fühlbar geworden. Die Städter, und zwar vorzugsweise Berliner, scheinen Friedrichroda besonders zu lieben und haben es zu einer eleganten Stadt gemacht. Die Friedrichrodaer wissen, wem sie diese Hebung ihres kleinen Gemeinwesens vor allen zu danken haben; denn sie haben dem Manne, der zuerst (1840) die Sommerfrische von Friedrichroda aufsuchte, sodann alljährlich wiederkehrte und allmählich andre nach sich zog, dort einen Denkstein gesetzt, wo er am liebsten spazieren ging. Das Denkmal ist dem bekannten Friedrich Berthes, dem Buchhändler aus Gotha, gewidmet.

Die Vorgeschichte der Stadt geht zurück bis auf den halb mythischen Grafen Ludwig mit dem Barte, der seinen Dienstmann Friedrich an dieser Stelle roden und ein Dorf anlegen ließ. Die Söhne Ludwigs des Springers verkauften das Dorf an das nahegelegene Kloster Reinhardtsbrunn, als sie zum Postkauf ihres eingekerkerten Vaters Geld brauchten. Unter klösterlicher Oberhoheit wurde das Dorf zu einem Marktflecken; dieser kam nach der Zerstörung des Klosters (1525) an das herzogliche Sachsen und wurde 1597 zur Stadt erhoben.

Die Industrie der Stadt bestand ursprünglich in Weberei, die auch mit Garnhandel verbunden war; aber unter dem Einfluß des Sommerfremdenverkehrs ist daraus die durch ganz Norddeutschland bekannte Lohnwäscherei und Bleiche geworden. So wirken die Bedürfnisse der städtischen Kultur und des Luxus bestimmend auf den Gewerbefleiß bis in die abgelegenen Gebirgsthäler hinein. Die Forellen der Waldbäche werden von den Städtern gegessen, und die Wäsche der Städter wird auf den Waldwiesen gebleicht.

Zu den Vorzügen von Friedrichroda gehört die Nähe des Inselfberges. Man zählt zwölf Berge des Thüringer Waldes, die höher sind als der Inselfberg; aber einen schöneren weiß man nicht zu nennen. Wie auch der Name ursprünglich gelautet haben mag, jedenfalls hat das Volk es empfunden, daß der Berg wie eine Insel hervorragt aus seiner Umgebung, und hat den Namen danach umgebildet. Besonders nach Norden und Nordosten schaut der Inselfberg groß und bedeutend in die Thüringer Ebene hinein; wer dort auf der Bahn vorüberfährt, erfreut, ich möchte sagen erhebt sich an dem majestätischen Aufbau dieses Gipfels.

Dennoch paßt es auf den Inselfberg nicht ganz, was Goethe sagt: den Gipfel im Auge, wandeln wir gern auf der Ebene. Denn man ersteigt den Inselfberg auch gern und von Friedrichroda aus um so lieber, als die beiden hauptsächlichen Wege, die hinauf führen, auch ihrerseits schön und erfreulich sind. Von besonders malerischem Reiz ist der Weg durch den Lauchgrund, den wir oben mit Cottas Worten schon einigermaßen charakterisiert haben. Droben wird man für die Mühe des Steigens reich belohnt, und zwar nicht bloß durch diese Bergfreude, mit freiem Blick und freier Brust hinauszuschauen; nicht bloß durch Sonnenauf- und Untergänge mit ihrem Licht und Farbenspiel: sondern auch durch die Möglichkeit, sich von dem Turme aus, der die Höhe des Berges krönt, mittelst eines Fernrohres in weitem Umkreise zu orientieren, entlegene Landschaften an charakteristischen Punkten zu erkennen und sie gewissermaßen um den königlichen Berg und um des Beschauers Erinnerung zu versammeln.

Panorama vom Inselfberge. Man erreicht die Plattform des Turmes auf der Nordseite, und so ist es nur natürlich, wenn der Blick zuerst nach Norden vordringt, und zwar, wie das ja Menschenart ist, gleich so weit er kann. Das Auge ist der Tastsinn für die Ferne; in die Ferne dringt es daher, um am Horizonte selbst noch Gegenstände zu suchen, die es in das Gemälde hineinnehmen kann. Es findet den Harz als die nördliche Grenze des Gesichtskreises und in ihm den Brocken, der bei klarer Luft noch bedeutend genug hervortritt. Da erwachen dann wohl Erinnerungen an die Stunden, die man auf dem Brocken zugebracht; aber es erwacht auch die allgemeine Erinnerung, die Geschichte, und man sagt sich: das ist die alte Grenze zwischen den Thüringern und den Sachsen; vom Harz aus fingen die Sachsen an gegen die Thüringer vorzudringen.

Vor dem Harze gewahrt man den Höhenzug, der vom Eichsfelde ausgehend in seiner Wurzel den Namen Dün hat und sich sodann als Hainleite nach Osten hin fortsetzt bis zur Sachsenburg an der Unstrut. Die Hainleite wird etwa in ihrer Mitte vom Auersberg bei Stollberg, an ihrem östlichen Ende vom Kyffhäuser überragt. Nachdem sie bei Sachsenburg von der Unstrut durchbrochen ist, nimmt sie den Namen Schmücke an und zieht sich weiter nach

Südosten, wird aber bald von einer Parallelfette, der Finne, sozusagen, verschlungen. Vor der Schwüde sieht man Schloß Tenneberg bei Walthershausen, das an der Schwelle des Thüringer Waldes liegt, vor der Finne Gotha mit seinem hohen Schloß und weiter östlich den Seeberg mit der Sternwarte.

Nach dem Aufhören der Finne sieht man in östlicher Richtung tiefer in die Thüringer Ebene hinein, woran der Steiger bei Erfurt und der Ettersberg bei Weimar kaum hindern. Am äußersten Horizont erkennt man die Saalberge mit dem Fuchsturm bei Jena, im Vordergrunde der Ebene aber die drei Gleichen (Gleichen, Mühlberg, Wachsenburg). Wendet man sich nach Südosten, so verliert man die Ebene aus dem Gesicht: der Thüringer Wald füllt unsern Gesichtskreis.



Friedrichroda.

Anfangs finden wir hinter dem Gebirgsgewoge des Vordergrundes am Horizonte die blaue Linie eines fernen Hochplateaus; es sind die Berge an der Schwarzta, die selbst in dieser Entfernung ihre besondere Formation so deutlich erkennen lassen, daß sie uns vorkommen wie ein andres, fremdes Gebirge. Dann zieht der Kern des Gebirges an unsrem Blick vorüber, und es grüßen uns nach der Reihe die alten Bekannten, der Rieckelhahn, der Schneekopf, der Beerberg. Fast nach Süden muß man sich wenden, um wieder Berge zu finden, die außerhalb der Sphäre des Thüringer Waldes liegen. Da ragen die Gleichen oder Gleichberge bei Römhild hervor, die von Süden ins Werrathal, die südwestliche Grenze des Thüringer Waldes, hinabschauen. Sie gehören dem Henneberger Berglande an und hängen mit der Rhön zusammen. An den

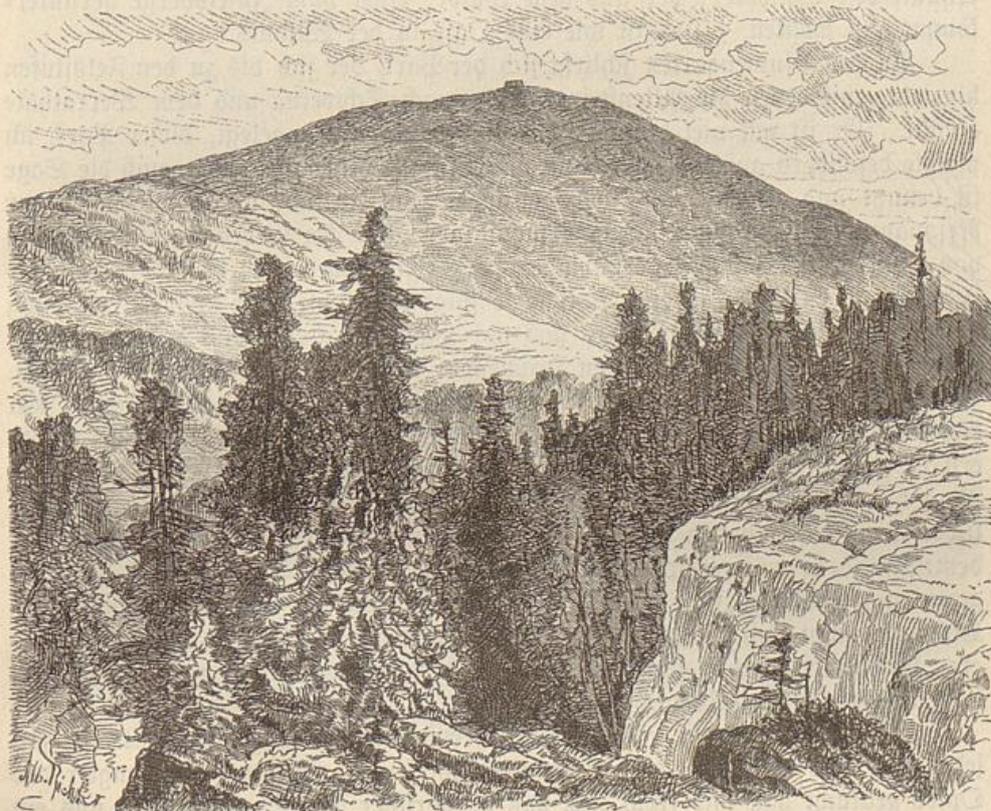
Gleichbergen vorüber streift der Blick schon ins Frankenland, wo er gerade im Süden die Haßberge, etwas weiter westlich den Steigerwald findet, die ersteren diese, den andern jenseit des Main. Aus der Ferne erscheinen sie trotzdem wie ein Zug, den zu verfolgen das Auge nur durch den Großen Dolmar verhindert wird, der, zu den südwestlichen Vorbergen des Thüringer Waldes gehörig, sich breit vor die Haßberge stellt. Weiter nach Südwesten hin schweift unser Blick über den alten Gau Grabfeld in die fränkische Ebene hinein, bis er von den Bergen der Rhön angezogen wird. Der Kreuzberg, die Große Wasserkuppe und die Milseburg treten hervor, überhaupt aber macht die Nacktheit der Gipfel und Rücken den Eindruck des Hochgebirges. Auch die sogenannte Vorderrhön, die uns schon fast westlich liegt, und mehr organisches Leben birgt, wird trotz geringerer Höhe interessant durch ihre scharfen Kuppen, eine Folge ihres vulkanischen Ursprungs. Westlich und nordwestlich öffnet sich das hessische Hügelland, aus dem das Knüllköpfchen vom Knüllgebirge und ganz nordwestlich der Meißner herübergrüßt. Freilich, viele beachten den Gruß nicht, sondern lassen ihren Blick von der Wartburg fesseln, die im Vordergrund frei vor dem Meißner liegt. Weiter nach Norden folgt das Eichsfeld, von dem uns der südwestliche Bergzug des Hainich zurückführt zu dem Hörselberge, und so etwa zu dem Punkte, von dem unser Blick seine Wanderung begann.

Liebenstein und Altenstein. In südwestlicher Richtung liegt am Fuße des Injelsberges das Dorf Liebenstein. Man steigt dahin entweder durch das anmutige Thüringer Thal oder an der Lutherbuche vorbei durch den Luthergrund hinab. Der Wanderer freilich, oder wie das herkömmliche Wort lautet, der Tourist, wird seine Rechnung in Liebenstein kaum finden. Ist es doch ein Bad, und zwar das gesuchteste und vornehmste Bad in Thüringen. Da hat man für den Wandersmann mit den bestäubten Füßen wenig Zeit und wenig Raum. Auf den wohlgepflegten Landstraßen herrscht die glänzende Karosse, auf den Promenaden die modernste Toilette; es ist, als ob von den fürstlichen Herrschaften von Koburg und Meiningen, welche zuerst, wenn auch vor langer Zeit, das Bad in Flor gebracht, ein Hofmäßiger Ton zurückgeblieben wäre. Trotzdem verschmähe auch der Wanderer nicht die schönen Bade-Einrichtungen und Anlagen in Augenschein zu nehmen, das Kurhaus, die Trinkhalle, die Esplanade und vor allem die dem Herzog von Meiningen gehörige Villa Feodora mit ihren vortrefflichen Gartenanlagen.

Oberhalb des Wäldchens, an welches sich das Kurhaushotel lehnt, steht oder vielmehr liegt in Trümmern der alte Liebenstein, d. h. die Burg, von welcher das Dorf seinen Namen ableitet und deren einstige Besitzer es wohl auch gründeten. Diese Trümmer enthalten ein Stück deutscher Reichsgeschichte; denn sie erzählen von der Strenge, mit welcher Kaiser Maximilian II. und in seinem Auftrage Kurfürst August von Sachsen den Bruch des Landfriedens gerächt haben. Alsmus von Stein nämlich, welcher zur Zeit der Grumbachischen Händel die Burg Liebenstein besaß, verließ seinen Lehnsherrn, Johann Friedrich den Mittleren, auch dann nicht, als dieser den geächteten Grumbach in seinen Schutz nahm und in rührender Verblendung den Born des Kaisers und die überlegene Kriegsmacht Augusts von Sachsen auf sich zog. Infolge dessen wurde die Burg Liebenstein

im Jahre 1567 gebrochen; ebenso wie der Troß Johann Friedrichs gebrochen wurde, welcher 28 Jahre lang in kaiserlicher Gefangenschaft schmachten mußte.

Allerdings ist die Burg Liebenstein bereits von Asmus' Sohne, Hermann von Stein, wieder aufgebaut und erst nach dem Aussterben dieses Geschlechtes für immer zur Ruine geworden; aber wer genauer untersucht, findet auch in den Trümmern noch die Spuren der ersten gewaltsamen Zerstörung, oder wenigstens solche Reste, welche die erste Zerstörung überdauert haben und nachher in den Neubau hineingezogen worden sind.



Blick auf den Inselberg.

Auch das unfern gelegene Altenstein hat seine Schloßtrümmer. Die populärste Erinnerung aus der Geschichte dieses Schlosses ist, daß es zur Reformationzeit im Besitze des Ritters Hunt von Wenkheim war, der als treuer Lehnsmanu des Kurfürsten Friedrichs des Weisen einer von den vermumnten Rittern war, die mit Hans von Berlepsch, dem Schloßvogt von der Wartburg, Martin Luther im Jahre 1521 im Thüringer Walde aufhoben und auf die Wartburg in Sicherheit brachten. Der Ort dieses Überfalls, die Lutherbuche, liegt eben, wie schon vorher angedeutet, ganz in der Nähe. Zweihundert Jahre später fiel die Burg an das Herzogshaus Sachsen-Meiningen, wurde aber bald ein Raub der Flammen. Man hat sie nicht wieder aufgebaut, sondern ein schlichtes Sommerhaus davorgestellt, das nur durch den Felsen, auf welchem es steht, eine gewisse Höhe hat und mit seiner ganzen Umgebung eine so lichte Freundlichkeit ausstrahlt, daß man die finsternen Schloßtrümmer völlig übersieht.

Überhaupt ist lichte Freundlichkeit der Charakter Altensteins. Wohl ist es die Sommerresidenz eines Herzogs; aber der Wanderer fühlt sich durchaus nicht durch höfliche Einrichtungen abgestoßen oder ausgeschlossen. Wie das freundliche Sommerschloß sich dort gleichsam traulich an Fels und Ruine lehnt, wie der Gasthof und die Dienstwohnungen, welche dem Schloß im Halbkreis gegenüberliegen, sich gleichsam dem Walde in den Arm geben, so bestreichen hier die Gräser und Blumen des Gartens den staubigen Fuß des eintretenden Wanderers. Diese Farbenpracht der Blumen in schön gezeichneten, wohl gepflegten Beeten erquickt den Wanderer, der aus dem Walde, etwa vom Inselferge herunterkommt, am meisten. Das ist wie eine Dase in der Wildnis.

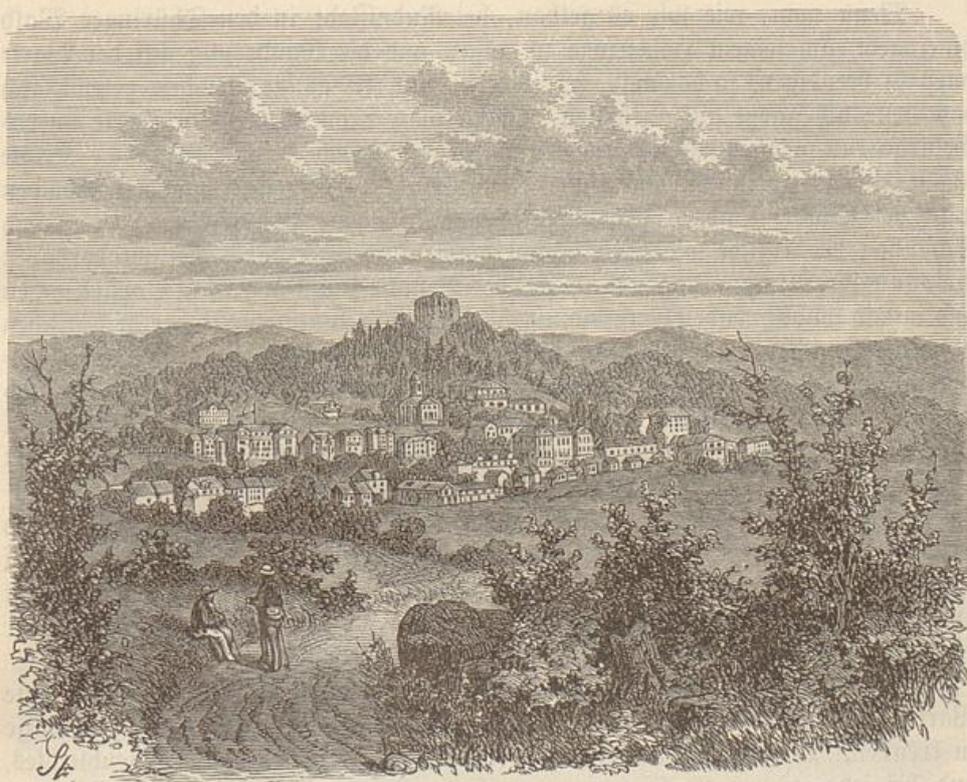
An den Blumengarten schließt sich der Park, der sich bis zu den Felsstufen hinzieht, mit denen die Altensteiner Höhe nach Schweina und dem Werrathale abfällt. Er ist mit viel landschaftlichem Verständnis angelegt, dieser Park, ich möchte besonders auf das sogenannte Morgenthor hinweisen; aber auch die Sage ist benutzt und zu einer Art von geistigem Hintergrund, ich möchte sagen zur Resonanz dieser landschaftlichen Harmonie gemacht. Da ist der Bonifaciusfelsen, von dem herab der Apostel Thüringens gepredigt haben soll; da ist der Hohlenstein, in dessen Höhlung eine Volscharfe singt und faust, eine schöne Berklärung des wunderbaren Grauens, das uns vor Höhlen ergreift, und das die Volks-sage vermochte, einen schrecklichen Drachen in dem Hohlensteine hausen zu lassen.

Freilich die große Glücksbrunner Höhle, welche von Altenstein 1 km entfernt ist, wäre solchen Sagenaus schmucks würdiger gewesen. Allein sie wurde erst im Jahre 1799 entdeckt, und das war keine Zeit für die Mystik der Sage. Man hat die naturwissenschaftlichen Schätze, die sie barg — Knochen vorweltlicher Tiere — gehoben und in Meinungen aufbewahrt, die Höhle selbst aber dem Publikum geöffnet, das besonders an Sonntagen zuströmt, weil dann die ganze unterirdische Halle oder Hallenreihe erleuchtet wird. Einen besondern Eindruck macht das Wasser, das die Höhle durchfließt und auf dem man sogar eine Bahnfahrt machen kann, wenn man dergleichen im unterirdischen Dunkel liebt und das Trinkgeld nicht scheut.

Wenn man aus der Höhle wieder hervor an das Tageslicht tritt, ist fast jeder nur halb befriedigt, daß er eben der Wißbegier oder auch der Neugier das Opfer gebracht hat, und freut sich, daß es vorüber ist. Draußen lacht uns ein schönes Bild entgegen, denn wir schwingen uns auf Flügeln der Phantasie über den Inselferge sofort nach Reinhardtsbrunn, diesem Seitenstück von Altenstein. In der Mitte die Riesenbüste des Inselferges, rechts und links die beiden Gemälde Altenstein und Reinhardtsbrunn als Pendant — es ist eine schöne Dekoration.

Auf Reinhardtsbrunn liegt, im Gegensatz zur reizenden Freundlichkeit Altensteins, eine stille Erhabenheit. Dunkler Wald dringt von allen Seiten heran; stille Wasser, die als Seen oder Schwanenteiche den Thalgrund durchziehen, machen den Eindruck der Tiefe, und die wunderschönen alten Linden, die teils in Gruppen, teils einzeln auf dem Rasengrunde des Schloßparkes stehen, mahnen an die Vergangenheit. Überhaupt blickt uns aus dem Wilde „Reinhardtsbrunn“ auch die Geschichte mit ernstem Auge an; und das erkannte Herzog Ernst I. von Koburg-Gotha sehr wohl, als er im Jahre 1835 sein Schloß in altdeutschem Stile und größtenteils auf den Fundamenten der untergegangenen Abtei errichten ließ. Das Kloster Reinhardtsbrunn ist, wie bereits oben erwähnt, von Ludwig

dem Springer gestiftet worden zur Buße für seine Vermählung mit der Pfalzgräfin Adelheid, deren Gemahl Friedrich er auf der Jagd erschlagen haben soll. Diese Buße aber genügte nicht, sein Gewissen zu befreien; sondern als in seinem Alter ihm die Thatkraft erlosch, meldete sich die alte Schuld wieder und forderte der Buße mehr. Da ließ er Adelheid in das Kloster Zscheiplitz gehen, er selbst aber trat in die Benediktinerabtei Reinhardtsbrunn. Dort hat er seine Ruhe wiedergefunden, wenn auch vielleicht erst im Grabe. Er starb im Jahre 1123.



Liebenstein.

So ist Reinhardtsbrunn zur Totengruft der thüringischen Landgrafen geworden und ist es auch ferner geblieben bis zum Jahre 1440. Mit dem Erlöschen der geraden landgräflichen Linie in diesem Jahre begann die Bedeutung des Klosters beträchtlich abzunehmen, seine Blüte hinzuwelken, bis im Jahre 1525 der Bauernkrieg ihm den Garaus machte.

Als nun später, nachdem die Bauernflut sich verlaufen hatte, die Mönche ihr geplündertes und zerstörtes Kloster wieder aufsuchten, wies sie Johann der Beständige fort und zog das Klostergut ein. Was von den Grabdenkmälern der thüringischen Landgrafen aus dem Bauernsturm gerettet ist, hat in der Schloßkirche Aufnahme gefunden, die der jetztregierende Herzog von Gotha erbaut und durch die „Kirchgalerie“ mit dem Schlosse verbunden hat.

Auch eine Höhle hat Reinhardtsbrunn in seiner Nähe; wie wäre es auch sonst das vollständige Gegenstück zu Altenstein! Es ist die Marienglashöhle, ein Gipssteinbruch, der, mit einer weiten Halle beginnend, tief in die Erde

hineingearbeitet ist und besonders durch seine scharfgezackten, glitzernden und spiegelnden Kristalle das Publikum anzieht. Diese Kristalle sind eben das, was man Marien- oder Frauenglas nennt und was der Höhle den Namen gegeben hat. Wer das Glück gehabt hat, die Höhle an einem derjenigen Sonntage zu sehen, an denen sie ganz erleuchtet und diese unterirdische Lichtwirkung noch durch Musik verstärkt wird, pflegt des Lobes voll zu sein; mir ist es nicht so wohl geworden.

Wenn man, wie wir es gethan, bei Rudolstadt in den Thüringer Wald hineingeht, um seinem Höhenzuge zu folgen und die Wanderung auf der Wartburg zu beendigen, so hat man, sei es das Glück, sei es die Weisheit gehabt, sich das Beste bis zuletzt aufzubehalten. Pfllegt man Schwarzburg die Perle unsres Gebirges zu nennen, so ist die Wartburg die Krone. Wie zu seiner Krone schaut Eisenach zu ihr auf und findet es natürlich, daß die zuströmenden Fremden nicht der Stadt, sondern der Burg wegen kommen; dieser Burg, die durch Schönheit der Ansicht wie der Aussicht, namentlich aber durch den wunderbaren Reichthum ihrer Erinnerungen die Seele des Besuchers mit so großen Vorstellungen und mit so wohlthuenenden Empfindungen erfüllt, wie kaum eine andre in deutschen Landen. Der Berg, auf welchem die Wartburg liegt, gehört zu diesem Trümmergestein, welches die gesamte Umgegend von Eisenach bildet, und dessen Hauptmasse, das Rotliegende, von mannigfachen Gesteinsarten durchsetzt und auch wohl überdeckt ist. Daß er zum Platz für die Burg erwählt ist, verdankt er dem freien Blick, welchen er, als das Ende des Gebirgszuges, besonders in die nördlich gelegene Ebene gewährt. Das liegt wohl auch in der übrigens ziemlich platten Sage von der Gründung dieser Burg: Ludwig der Springer war auf der Jagd zufällig auf den Berg geraten, erfreute sich an der schönen Aussicht und rief: „Wart, Berg, du sollst mir eine Burg werden“, und ließ dann unter mannigfachen Schwierigkeiten dem Worte die That folgen.

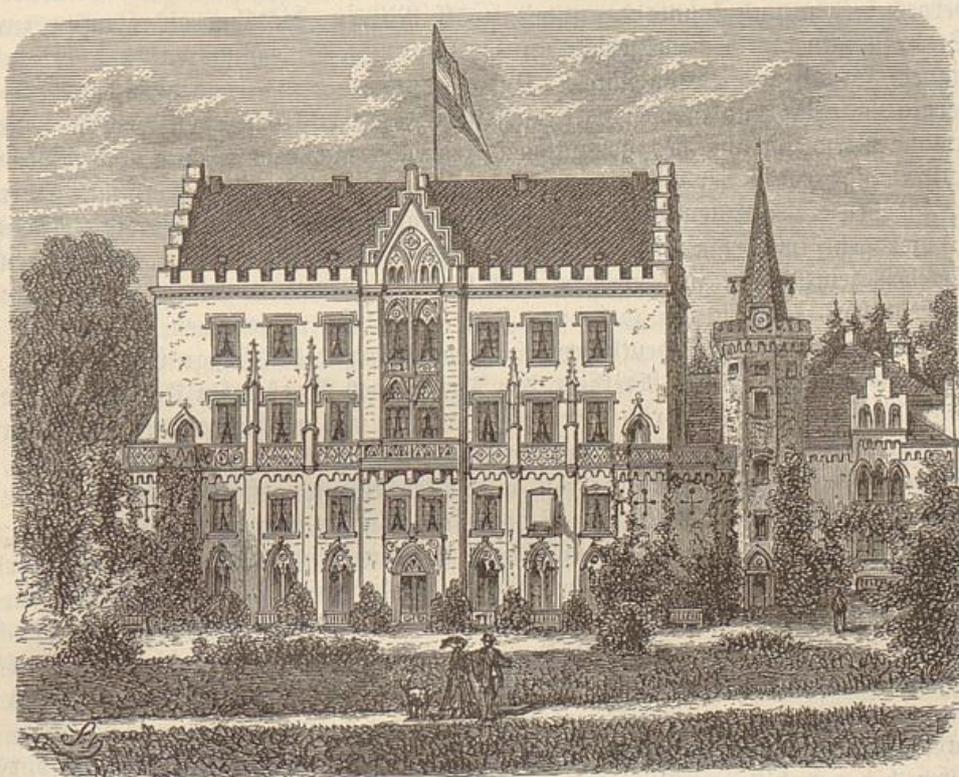
Als Schöpfung und als jahrhundertelange Residenz der Landgrafen ist die Wartburg in der geschichtlichen Betrachtung nicht von dem landgräflichen Hause zu trennen. Wir beginnen daher mit dem Stammvater dieses Fürstengeschlechtes, und bei jedem seiner Nachfolger verweilend, fügen wir je an seinem Ort und zu seiner Zeit alles das ein, was die alte Burg im Wandel der Zeiten geschaut und erfahren hat.

Graf Ludwig der Bärtige erhielt von Kaiser Konrad II. im Jahre 1039, also kurz vor dem Tode des Kaisers, die Bestätigung des Besizes von Altenberga, einem Dorfe bei Georgenthal, das er nebst der Umgegend käuflich erworben hatte. Dazu schenkte ihm der Kaiser die Voibe, einen Strich des noch unangebauten nordwestlichen Thüringer Waldes, der von dem Inselfberge und Übelberge nach Norden sich bis Tabarz und Rüdichen, nach Süden aber über den Spießberg und Broterode erstreckte. Wenn die Schenkungsurkunde, welche aus dem Kloster Reinhardsbrunn nach Gotha gekommen ist, unecht ist, wie die historische Kritik behauptet, so bleibt doch die Thatsache unangefochten, daß Graf Ludwig um die genannte Zeit in den Besiz dieser Ländereien kam, und das ist uns für unsern Zweck genügend.

Die Herkunft Ludwigs mit dem Barte ist durch mancherlei Sagen verdunkelt. Ein Franke soll er sein, und zwar, wie einige ältere Genealogen sagen, einer

von den in der Gefangenschaft gezeugten Söhnen Karls von Lothringen, der im Kampfe um das karolingische Erbreich in Hugo Capets Hände gefallen war. Eine Vermutung, für die nichts weiter spricht, als die Nachricht französischer Chronisten, die Söhne jenes Karl von Lothringen seien aus Frankreich verwiesen und vom (deutschen) Kaiser an seinem Hofe aufgenommen worden.

Der Wahrheit, oder soll ich sagen: der Wahrscheinlichkeit näher kommt die Angabe älterer Quellen, daß Ludwig ein deutscher Franke gewesen sei und als Verwandter Konrads II. oder der Kaiserin Gisela jene Schenkung erhalten habe.



Schloß Reinhardsbrunn.

Freilich die Geringsfügigkeit der Schenkung, die Ludwig zwang, selbst an der Urbarmachung des Landes eifrigen Anteil zu nehmen, spricht wenigstens gegen eine nahe Verwandtschaft. Und da sich für den fränkischen Ursprung Ludwigs überhaupt nichts Durchschlagendes beibringen läßt, so ist es wohl nicht bloß dem thüringischen Selbstgefühl, sondern auch der Wahrheit gemäß, wenn wir Ludwig als einen Thüringer hinstellen, der durch eigne Tüchtigkeit sich und seine Nachkommen zum Mittelpunkt des thüringischen Lebens gemacht hat.

Ludwig wohnte die letzten zehn Jahre seines Lebens auf der Schauenburg, die er sich inmitten seiner Besitzungen erbaut hatte und von der jetzt wenigstens noch der Name an dem Felsen haftet, der ihr zum Fundamente diente. Die Besucher von Friedrichroda kennen die Schauenburg als einen gern besuchten Aussichtspunkt. Gestorben ist Ludwig in Mainz, als er im Jahre 1056 von der Bestattung Heinrichs III. zu Speier nach seiner Schauenburg zurückreisen wollte.

Ludwig der Springer muß, wenn die überlieferten Jahreszahlen richtig sind, beim Tode seines Vaters noch ein Kind gewesen sein; dann aber hat er seine Regierungszeit mit so mancher guten und so mancher bösen Manneſthat ausgefüllt, daß er ein Lieblingsheld der thüringischen Sage geworden iſt, die im Einklange mit dem Erfolge ſeiner Thaten das Böſe zum Guten gewendet hat.

Als er in noch jugendlichem Alter, im Jahre 1067, die Wartburg zu erbauen anſing, thaten die Herren von Frankenstein, welche auf dem Metiſtein wohnten, Einspruch und riefen das Urtheil des Kaiſers an. Da ließ Ludwig bei Nacht und Nebel aus ſeinem Gebiete viel Erdreich auf den Gipfel des Wartberges tragen und konnte dann mit zwölf Rittern, die ihm als Zeugen zur Seite ſtanden, im Schiedsgericht an Ort und Stelle beſchwören, daß er auf eignem Grund und Boden ſtände. Und ſo durfte der Bau ohne weiteres Hinderniß vollendet und in oder bald nach dem Jahre 1070 bezogen werden. Die ſchlaue Verwechſelung des geſchütteten Erdreichs mit dem Grund und Boden iſt ein Zug, der in der Volkſage bis auf Culenſpiegel häufig vorkommt. Aber ſie iſt eben einem Culenſpiegel eher zuzutrauen, als dem Grafen Ludwig. Allein ſo viel geht immerhin aus der Erzählung hervor, daß Ludwig im eifrigen Streben, ſeine Macht zu erweitern, auch Liſt und Gewalt anzuwenden ſich nicht geſcheut hat, wenn ſie ihn zu ſeinem Ziele zu führen verſprochen.

Das beweist noch deutlicher die Ermordung des Pfalzgrafen Friedrich. Dieſer war vermählt mit Adelhaid, der Tochter des Markgrafen Udo von Stade und Alſleben. Graf Friedrich war noch ſehr jung und mochte darum der ſchönen Adelhaid nicht genügen. Wenigſtens warf ſie ihr Auge auf den Grafen Ludwig, der damals in voller Manneskraft und Mannesreife geſtanden haben muß. Ludwig mochte ſeinerſeits für die Schönheit Adelhaid's nicht unempfindlich ſein; aber mehr noch zog ihn wohl die Ausſicht, daß durch eine Verbindung mit dieſer erlauchten Frau die Macht und der Glanz ſeines Hauſes werde erhöht werden. Kurz, er verſtand ſich dazu, den Pfalzgrafen Friedrich zu erſchlagen oder erſchlagen zu laſſen, wenn Adelhaid ihm eine Gelegenheit dazu verſchaffte. Das war bald gethan. Auf eine mit Ludwig verabredete Stunde läßt Adelhaid ihrem Gatten ein Bad beſorgen. Während der nun in der Wanne ſitzt, kommt die Nachricht, Graf Ludwig jage in dem Revier des Pfalzgrafen, und Adelhaid tritt vor dieſen hin mit bitteren Vorwürfen, daß er weichlich im Bade die Wahrung ſeiner Rechte und ſeines Eigentums verſäume. Da ſpringt Friedrich auf, unbewaffnet, nur leicht gekleidet eilt er zur Stelle und wird ohne Kampf von Ludwig niedergeſtoßen. Das geſchah im Jahre 1085 bei Scheiplitz an der unteren Unſtrut, wo auch Ludwig von ſeiner Mutter her nicht unbedeutende Beſitzungen hatte. Nach einigen Monaten gebar Adelhaid einen Sohn, der nach ſeinem Vater Friedrich genannt wurde; und als die Trauerzeit abgelaufen war, reichte ſie Ludwig ihre Hand und brachte den kleinen Friedrich dem Manne als Stiefſohn mit, der ihm den Vater erſchlagen hatte. Ja, der Vater des Erſchlagenen geſtattete, daß Ludwig die Vormundſchaft für ſeinen Enkel übernahm.

Das etwa iſt das Thatſächliche, an deſſen weſentlichem Gehalt es nichts ändert, wenn manche Berichte die Mordthat unmittelbar von anderer Hand vollziehen laſſen. Denn mindeſtens für den Urheber des Mordes haben ſämtliche Zeitgenossen Ludwig gehalten. Und darin liegt gerade das größte Räthſel dieſer Geſchichte. Denn wie war es möglich, daß eine ſo landkundige Unthat

weder vom alten Pfalzgrafen Friedrich gerächt, noch vom Kaiser gerichtet wurde? Hat Pfalzgraf Friedrich um des nachgeborenen Enkels willen verziehen? Hat der Kaiser dem getreuen Ludwig, der während aller jener Sachsenkriege Heinrichs IV. zum Kaiser hielt, nicht wehe thun wollen? Es ist nicht zu entscheiden; fest steht nur, daß Ludwig ohne jede äußere Schwierigkeit die Frucht seiner That geerntet hat.

Wie unglaublich dies ist, beweist die Volkssage, welche Ludwig vom Kaiser gefangen führen läßt auf den Giebichenstein bei Halle. Aber so sehr die Sage Gerechtigkeit verlangt, sie hat doch auch Freude an der Heldenkraft, und so hilft sie dem Gefangenen, sich selbst wieder zu befreien, indem sie ihn jenen fabelhaften Sprung vom Giebichenstein in die Saale wagen und vom andern Ufer aus auf bereit gehaltenen Pferden das Weite, die Freiheit gewinnen läßt.

Diese Sage von Ludwigs Gefangenschaft mag daraus entstanden sein, daß das Volk eine spätere, fast dreijährige Gefangenschaft, in die Ludwig durch den Kaiser geführt wurde, mit jener Schuld in Beziehung setzte. Diese Gefangennehmung Ludwigs fand aber erst im Jahre 1114 und zwar in Mainz statt bei Gelegenheit der Vermählungsfeier Heinrichs V. mit Mathilde von England. Den Zorn des Kaisers hatte Ludwig wenigstens ursprünglich sich dadurch gezogen, daß er mit andern thüringischen und sächsischen Großen sich gegen die Einziehung der orlamündischen Erbschaft durch Heinrich aufgelehnt hatte.

In welchem Zusammenhange die Gründung des Klosters Reinhardsbrunn mit Ludwigs Mordthat und Verheiratung stehen soll, ist oben bei Reinhardsbrunn erzählt worden.

Ludwig der Springer starb 1123. Er hinterließ seinen Landbesitz seinen beiden ältesten Söhnen, Ludwig I. und Heinrich. Der Letztere wurde 1130 ermordet und Ludwig sein Erbe. Da dieser durch seine Vermählung mit der Erbtochter des Grafen Giso von Gudensberg reiche Güter in Hessen zu erwarten hatte, erhob ihn Kaiser Lothar 1130 zum Reichsfürsten, also hat mit ihm die Reihe der thüringischen Landgrafen begonnen. Seitdem steht ganz Thüringen als selbständige Provinz des Reiches unter der einheitlichen Verwaltung eines heimischen Fürsten, der im Kriege die gesamte Heereskraft Thüringens unter eignem Banner führt. Und dadurch erst wird die Wartburg, die landgräfliche Residenz, für die Folgezeit der wahrhafte Mittelpunkt des Landes.

Landgraf Ludwig II., der Eiserne, folgte im Jahre 1140 seinem Vater in noch jugendlichem Alter. Er war ein treuer Anhänger der Hohenstaufen, die zu seiner Zeit die Kaiserkrone trugen. Im Jahre 1148 vermählte er sich mit Jutta, einer Schwester des nachherigen Kaisers Friedrich Barbarossa, und lieferte dadurch den Beweis, daß das landgräfliche Haus bereits den ersten Fürstenhäusern gleich geachtet wurde. Daß auch er, wie seine Vorfahren, mit Ernst bemüht gewesen ist, die Macht seines Hauses zu befestigen, beweist die anmutige Sage von dem Schmied in Ruhla und dem Edelacker bei Freiburg. Der Landadel Thüringens, erzählt die Sage, benutzte Ludwigs Jugend, um dem Thüringer Volk durch unerträgliche Auflagen, ja durch Wegelagerung und Räuberei den Beutel leicht, das Leben schwer zu machen. Ludwig aber, der seinen Adel immer froh und guter Dinge um sich sah, ahnte davon nichts, weil er noch nichts davon verstand. Einst aber hatte er sich auf der Jagd, die er sehr liebte, verirrt; der Abend brach herein, und er konnte den Weg zur Wartburg nicht wieder finden. Da hörte er Hammerschläge durch die Nacht klingen,

und ein Schmiedefeuher blitzte durch das Walddunkel. Ludwig eilt hinzu, tritt in die Schmiede und bittet um ein Nachtlager. Der Schmied hält ihn für einen Junker vom Wartburger Hofe und weist ihm verdrießlich einen Stall oder Schuppen zur Nachtherberge an. Ludwig ist es zufrieden; aber Schlaf findet er nicht, denn die wuchtigen Hammerschläge des Meisters tönen zu ihm herüber, und zu jedem Schläge spricht der Mann: „Landgraf, werde hart!“ Morgens fragt Ludwig dem Sinn dieser Worte nach und erfährt nun, was er bisher nicht geahnt und nicht verstanden, daß der Übermut seines Adels zugleich das Leid seines Volkes ist. Das trifft ihn tief, und er gelobt sich, das zu ändern. Nun aber zeigte der Adel auch ihm seinen Trotz, und Ludwig erkannte, daß er diesen brechen müsse. Aus Bürgern und Bauern sammelt er ein Heer, überzieht die Burgen der Herren und nimmt sie selbst gefangen. Dann führt er sie nach Freiburg (damals noch Neuenburg geheißten), läßt sie je vier vor einen Pflug spannen und so nach der Reihe das ganze Feld umackern. Wer sich sträubte oder lässig war, fühlte seine Schläge; denn er selbst führte den Pflugsterz und die Geißel. So lehrte Ludwig seine Edeln die Qualen kennen, mit denen ihr Übermut das arme Volk heimgesucht hatte. Er selbst aber trug seitdem, um vor den Nachstellungen des Adels gesichert zu sein, einen eisernen Panzer und wurde daher der Eiserne genannt. Bürger und Bauern aber segneten ihn, denn er hatte ihnen geholfen.

Daß Ludwig eine entschiedene Fürstenmacht ausübte, beweist auch die Sage von der lebendigen Mauer, übrigens eine Sage, die auch anderswo vorkommt. Friedrich Barbarossa besucht seinen Schwager auf der Neuenburg. Er findet dieselbe stattlich genug, vermißt aber die Mauer. Da macht sich Ludwig anheischig, eine solche in einer Nacht zu bauen. Friedrich schüttelt den Kopf; aber am andern Morgen sieht er in festem Ringe die Burg von Gewappneten umgeben, Rittern und Knechten, denn keiner hatte sich dem schleunigen Aufgebot zu entziehen gewagt. Der Kaiser aber staunte über die Menge der Ministerialen, Ritter und Edlen, die der Herrschaft seines Schwagers unterthänig waren. Und auch der tote Ludwig erfreute sich noch des hangen Gehorsams seiner Mannen. Denn als er von einem Feldzuge gegen Polen, den er mit Kaiser Friedrich unternommen, zurückkehrend im Jahre 1172 auf der Neuenburg gestorben war, weigerten jene sich nicht, seiner Bestimmung gemäß seine Leiche von Neuenburg nach Reinhardsbrunn zu tragen. Sie fürchteten, fügt die Sage hinzu, er sei wohl gar nicht tot, sondern wolle nur den Gehorsam seines Adels auf die Probe stellen.

Sein Sohn und Nachfolger Ludwig der Fromme behielt die politische Richtung seines Vaters bei. Er unterstützte seinen kaiserlichen Oheim mit einer Treue, die selbst sein freundliches Verhältnis zum Papste und zu Heinrich dem Löwen nur leicht und vorübergehend zu trüben vermochte. Ein Lohn für diese Treue war es, daß Friedrich nach dem Tode des Pfalzgrafen von Sachsen, Albrecht von Sommerenburg, unsrem Ludwig diese pfalzgräfliche Würde verlieh.

Auch auf dem berühmten Kreuzzuge vom Jahre 1189 war Ludwig bereit, seinen Oheim zu begleiten. Nur über den Weg zum heiligen Lande konnte er sich mit demselben nicht einigen; er zog die Fahrt zur See vor und landete bei Tyrus, wo er von Konrad von Montferrat ehrenvoll aufgenommen wurde. Auf dringende Mahnrufe, die von dem Belagerungsheere vor Ptolemais an ihn

ergingen, zog er dorthin und bestimmte auch Konrad von Montferrat ihm zu folgen, der sich bisher wegen seiner Feindschaft mit König Veit fern gehalten hatte. Er hat dort glänzende Waffenthaten gethan und auch als Anführer, zeitweise sogar des ganzen Heeres, sich hohes Ansehen erworben. Die Nachricht von dem Tode des Kaisers im Kalvradnus lähmte die ganze Unternehmung und schwächte namentlich die Stellung der Deutschen im Kreuzheer. Die Heeresrümmen, welche Friedrichs gleichnamiger Sohn herzuführen, vermochten das nicht abzuwenden. Ist nun Ludwig im Verdruß darüber erkrankt, oder war er, wie auch berichtet wird, ernstlich verwundet, kurz, er sehnte sich, wie kranke Menschen thun, nach der Heimat, und sollte sie doch nicht wiedersehen. Er starb noch im Jahre 1190 auf der See, und nur seine Gebeine wurden heimgebracht in die Gruft der Väter zu Reinhardtsbrunn.

Da Ludwig keinen Sohn hinterließ, beanspruchte sein Bruder Hermann, welchem Ludwig schon bei seinen Lebzeiten die Pfalzgrafschaft in Sachsen überlassen hatte, die Nachfolge in Thüringen. Kaiser Heinrich VI. aber dachte die thüringischen Lehen zum Reiche einzuziehen und würde von diesem Plane schwerlich abgestanden sein, wenn er nicht gefürchtet hätte, dadurch Hermanns ganzen Anhang in das Lager Heinrichs des Löwen zu treiben, der mit Krieg drohte, während der Kaiser selbst ja in Italien dringend nötig war, um das Erbe seiner Gemahlin Konstanze, Neapel und Sizilien, in Besitz zu nehmen. Übrigens ist Hermann durch dieses Zugeständnis des Kaisers keineswegs zu einem treuen Anhänger der hohenstaufischen Sache gemacht worden. Er stand in der Folgezeit, besonders als nach Heinrichs VI. Tode Philipp von Schwaben und der Welfe Otto um die Krone rangen, bald auf der einen, bald auf der andern Seite und setzte dadurch sein Land, das zwischen den streitenden Machtgebieten in der Mitte lag, bald der welfischen, bald der hohenstaufischen Rache aus. Leidenschaftlicher Ehrgeiz, der nicht mit Heldengröße verbunden ist, macht blind für sachliche Gesichtspunkte und führt jederzeit zu einem unruhigen Egoismus. Das war Landgraf Hermanns Fall; nur auf Förderung seiner eignen Macht und Ehre bedacht, stellte er sich stets auf die Seite, von der ihm ein augenblicklicher Gewinn winkte; daß er dabei sich mit der Hoffnung schmeichelte, wenn beide Gegenkönige sich aufrieben, könne er wohl selbst zur Krone gelangen, ist wenigstens sehr wahrscheinlich. Aber soweit war die Zerstückung des Reiches damals doch noch nicht gediehen, daß ihm dieser Wunsch hätte erfüllt werden können. Nur in einer Hinsicht hat er eine königliche Stellung eingenommen, nämlich in der Pflege der damals blühenden Dichtkunst, deren Vertreter er um seinen Hof sammelte, nährte, ehrte und anregte.

Es ist dem menschlichen, zumal dem deutschen Gemüte eigen, wenn die Gegenwart, die Wirklichkeit freudlos wird, sich in die ideale Welt zu flüchten. Es bedarf des Schönen, des Erfreulichen, wenn es nicht hinsiechen und verkümmern soll. Das deutsche Leben war damals im Rückgange. Die Kraft des Reichs, diese Grundlage des deutschen Hochgefühls, hatte selbst ein Friedrich I. nicht wieder herzustellen vermocht. Die Schlacht bei Legnano 1176 hatte den Niedergang des Reiches besiegelt. Dann starb der Kaiser im fernen Cilicien, und Deutschland trat in den Schatten; Heinrichs VI. Energie richtete sich auf fremde Ziele. Endlich starb auch Heinrich VI. (1197) und Deutschland wurde der trostlose Schauplatz des Kampfes zweier Gegenkönige, zweier erbitterter Parteien.

Da wendete sich das deutsche Gemüt von der trüben Gegenwart zur Vergangenheit, um sich an den Thaten eines Dietrich, eines Siegfried, und wie die Helden alle heißen mögen, aufzuerbauen. Was die Sage bereits verklärt hatte, wurde poetisch wiedergeboren, so entstand das Epos. Aber auch der Gegenwart gewann man eine ideale Seite ab, man wendete sich in das Reich der Liebe und übte das Rittertum, das man der Frau schuldig war, in Minneliedern; oder man stellte der unerfreulichen wirklichen Welt in Klage oder Zorn das Ideal entgegen, davon sich jene so weit entfernt hatte. Das ist die Lyrik dieser Zeit, die man mißbräuchlich insgesamt mit dem Namen der Minnedichtung bezeichnet. Der Gedanke der Minne überwiegt und hat daher der Zeit ihr Gepräge und der Poesie den Namen gegeben.

Das Beispiel war ja in Frankreich durch die Troubadours gegeben; aber daß das deutsche Rittertum so rückhaltlos dem Frauendienste verfiel, daß die ritterliche Phantasie von dem Minnewerben sich so gänzlich beherrschen ließ und daß sie die Symbolik und den Schmuck ihrer Minne fast ausschließlich in den anmutigen Reizen sommerlicher Natur fand, läßt sich nur aus dem Niedergange des nationalen Hochgefühls erklären. Die Sterne sind untergegangen, der Anger mit seinen Blumen tritt an ihre Stelle.

„Du bist kurzer, ich bin langer:
Alsô stritent uf dem anger
bluomen unde klê.“

Selbst in die gewaltigsten Momente der Heldensage drängt sich dieser Blumenflor ein. Als es zum Mordbrunnen geht im Nibelungenliede, springen Gunther und Hagen wie zwei wilde Panther durch den Alee; als Hagen die grause That gethan, fällt der gewaltige Siegfried in die Blumen, die um den Brunnen stehen, und „die Blumen allenthalben vom Blute waren naß“. Das Gewaltige, das Erhabene fehlt in der Minnedichtung; selbst die elementaren Mächte der Natur, die Nacht mit ihrem Dunkel, der Wald mit seiner Wilde wurden gemieden; der Baumgarten an der Burg, der Anger vor dem Walde, die grüne Heide, die Linde am Brunnen: das sind die Stätten, wo die Phantasie sich heimisch fühlt. Licht und freundlich muß die Umgebung sein, denn der Mensch dieser ritterlichen Gesellschaft will sich hochgemut und heiter fühlen; ist es doch höfische Pflicht „bei den Leuten“, d. h. in der Gesellschaft, hochgemut und heiter zu sein.

Nur ein großes, erhabenes Trachten geht auch durch diese Welt, es ist die Tendenz der Kreuzzüge. Aber auch dies Trachten ist für die deutsche Ritterschaft ohne greifbare Frucht gewesen. Während die französischen Ritter im ersten und im vierten Kreuzzuge sich Ruhm und Landbesitz, ja Kronen erkämpft haben, sind die Züge Konrads III. und Friedrichs I. traurig gescheitert, und die Ritterschaft des heiligen Landes sieht auf die Deutschen herab.

Wie die deutsche Ritterschaft im allgemeinen, mochte auch Landgraf Hermann in der großen politischen Welt nicht seine Rechnung finden. Sein Ehrgeiz blieb unbefriedigt, und er hatte die Weisheit, sich an dem Erreichbaren schadlos zu halten. Er sammelte die Dichter und Säger um sich und machte dadurch die Wartburg zum Mittelpunkte des damals herrschenden deutschen Geisteslebens. Seine Motive dürften wohl selbstüchtiger Art gewesen sein; aber gerade die Geschichte unsrer Landgrafen gibt uns ja wiederholt Beweise

dafür, daß der Mensch oft böse denkt, Gott aber zum Guten lenkt. So ist auch Landgraf Hermanns Streben auf diesem Punkte ein Segen für die mittelhochdeutsche Dichtung gewesen und in alle Wege dankenswert. Der kaiserliche Stuhl stand seit 1197 leer; Hermann konnte sich nicht darauf setzen, aber für die Dichter konnte er die leere Stelle ausfüllen. Die im Reich der Träume weilend das Irdische verloren hatten, wie Schiller sagt, waren an seinem Hofe, an seinem Tische willkommen, so oft sie und so viel ihrer kamen.

Und sie kamen in Scharen. Die Dichter jener Zeit, ob sie gleich meist ritterlichen Standes waren, lebten als Fahrende; sie zogen von Hof zu Hof, von Fest zu Fest, sie waren, wie Walter von der Vogelweide klagt, ewig Gäste und bedurften des Wirtes, der sie mild und ehrenvoll aufnahm. Auf der Wartburg war das Ein- und Ausfahren der Sänger so groß, daß Walter, wie er sagt, sich nicht mit eindringen mochte oder konnte. Auch Wolfram von Eschenbach klagt über den allzugroßen Andrang nach diesem Hofe, dessen übermäßige Gastlichkeit auch den „Falschen“, d. h. den Unwürdigen, Herberge gewähre.

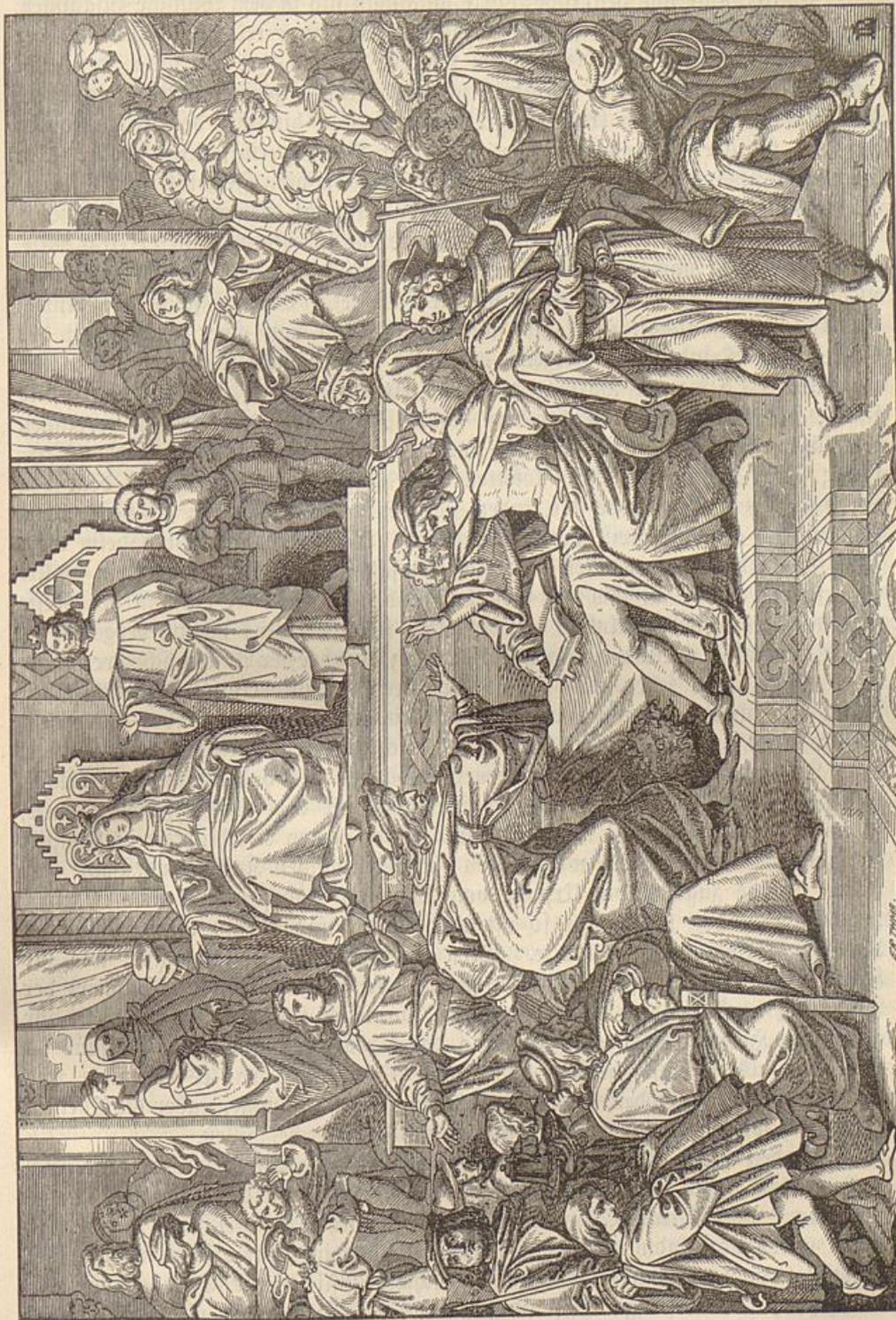
Unter solchem Zubrange galt es sich zu behaupten. Dazu gehörten außer der höfischen Sitte dichterische Leistungen, die um so mehr ansprachen, je mehr sie den gastlichen Fürsten verherrlichten. Heinrich von Veldeke, der Vater der Minnedichtung, wurde durch Landgraf Hermann in den Stand gesetzt, seine *Aneide* zu vollenden; Wolfram wurde angeregt zu seinem Wilhelm von Dranse, und Walter, der später auf der Wartburg Aufnahme gefunden hat, preist den gastlichen Landgrafen als „der Thüringer Blume“.

In dieser Zeit also würden wir uns auch den Sängerkrieg auf der Wartburg, in dem Walter eine Rolle spielt, zu denken haben. In der That pflegt man ihn in das Jahr 1206 oder 7 zu setzen; denn hat man auch das Gedicht, das davon handelt, als ein späteres Erzeugnis erkannt, den Glauben an die Thatsache selbst hat man sich trotz der schroffen Romantik, mit der sie berichtet wird, noch immer nicht entschließen können völlig aufzugeben.

Sechs Meister des Gesanges, so ungefähr lautet die Überlieferung, befanden sich an dem Hofe des Landgrafen. Der eine war Heinrich von Nisbach, der Kanzler des Landgrafen und von seinem Amte stets der tugendhafte Schreiber genannt. Dann Heinrich von Osterdingen, den die einen aus Schwaben, die andern aus Eisenach stammen lassen, Wolfram von Eschenbach, ein Schwabe, Reinmar der Alte, im Liede aber mit Reinmar von Zweter verwechselt. Walter von der Vogelweide, der von dem Hofe der Babenberger in Wien ausgegangen war und nach neuern Forschungen in Tirol geboren ist. Endlich Bieterolf, ein Bürger Eisenachs und wie Nisbach in Diensten des Landgrafen. Diese sechs Meister also wetteiferten am Hofe in ihrer Kunst, und aus dem Wetteifer wurde ein Wettstreit, ja ein Wettstreit, den der Unterliegende mit dem Tode durch Henkershand büßen sollte. Welch eine Mischung von Idealität und Roheit! Während die Sänger sich aufstellen, um vor Landgraf und Landgräfin den Flug zur Sonne zu versuchen, steht Scharfrichter „Stempfel“ — das Lied nennt ihn ja so oft — vor dem Thore, um den zu holen, der etwa zurückbleiben wird. Heinrich von Osterdingen hebt den Gesang an; er singt nach Minnesängerart das Lob eines Fürsten, von dem er Milde erfahren hat, Leopolds von Osterreich. Gegen ihn tritt der tugendhafte Schreiber auf und preist seinen Herrn mit so gewaltigen Worten, daß auch Walter, der zuerst den König von Frankreich zu

preisen Miene macht, auf seine Seite gezogen wird. Osterdingen steigert sich und sein Lob Leopolds: „er ist ein Adler, während andre Fürsten Falken sind“, singt er und ruft dadurch auch Vieterolf in die Schranken, „sein Zorn will länger schweigen nicht“. Osterdingen hält ihnen wacker stand; mit dem Mute der Überzeugung und dem Übermute des Talents trotzt er dem Hofe, vor dem er singt, den Meistern, die ihm gegenüber stehen, und auch der wiederholten Drohung, daß Stempfel seiner warte. Das ruft denn auch Reinmar und Wolfram auf den Plan, die sich bisher als unparteiische Richter vom Kampfe fern gehalten haben. Da wird Heinrich von Osterdingen überwunden; aber als man ihn ergreifen will, flüchtet er zur Landgräfin Sophie, die ihren Mantel um ihn schlägt und die erzürnten Gegner zu bewegen weiß, daß sie ihm die Berufung des Meisters Klingsohr aus Ungarland gestatten. Heinrich zieht darauf nach Österreich und weiter nach Ungarland. Klingsohr verheißt ihm Hilfe und Rettung; aber er säumt und säumt, und Heinrich bangt, die Frist zu verfehlen und selbst den Rächern zu verfallen. Aber Klingsohr hat Macht über die Geister; mit ihrer Hilfe führt er Heinrich in einer Nacht bis Eisenach. Andern Tags erscheinen sie am Hofe, und Klingsohr führt sich beim Landgrafen und der Landgräfin durch die Verkündigung ein, daß in letzter Nacht dem Könige von Ungarn eine Tochter geboren sei, die sich dem künftigen Landgrafen Ludwig vermählen und mit großer heiliger Frömmigkeit im Thüringerlande walten werde. Sodann wird der Sängerkrieg gleichsam in zweiter Instanz wieder aufgenommen. Wolfram und Klingsohr, die Meister unter den Meistern, ringen miteinander in dunklen Weisheitsprüchen; und weil keiner den andern überwindet, gerade deshalb endet der Krieg mit einem Frieden, der alle befriedigt. Alle Teilnehmer trugen Lob und Ehre davon.

Die heilige Elisabeth. Klingsohrs Prophezeiung erfüllte sich. Die in jener Nacht geborne Tochter des Königs Andreas von Ungarn, Elisabeth, wurde schon als vierjähriges Kind die Braut des Landgrafensohnes Ludwig. Es war eine glänzende Gesandtschaft, welche im Namen Landgraf Hermanns um das Königstöchlein warb; und der König Andreas schätzte diese Werbung hoch genug, um Elisabeth gleich mit den Gesandten nach der Wartburg zu entsenden. Da also hat die kleine Braut die bedeutungsvollen Jahre ihrer Kindheit zugebracht. Mit ihrem sieben Jahre älteren Bräutigam scheint sie geschwisterlich aufgewachsen zu sein, wenigstens liebte sie es noch als Frau ihn Bruder zu nennen und von ihm Schwester genannt zu werden. Freilich mag darin auch das Streben erkannt werden, der Ehe das Gewand christlicher Bruderliebe umzuthun. Eine nahe Beziehung zu Gott trat in dem Kinde früh hervor, ihr Gemüt war durchtränkt mit dem Gottesgedanken, der schon ihr Kinderspiel wie später das Trachten ihrer Seele und die Werke ihrer Hand regierte. So stand sie von Hause aus in einem gewissen Gegensatz zu dem minniglichen Wartburger Hofe, der, wie wir gesehen haben, auch auf dem geistigen Gebiete weltliche Herrlichkeit anstrebte. Von den maßgebenden Personen scheint nur ihr künftiger Gatte ihre Stütze gewesen zu sein, der seinerseits wieder von dem himmlischen Sinne des Kindes folgenreiche Anregungen empfing. Als nun im Jahre 1216 Landgraf Hermann starb, fürchtete man am Hofe den Untergang dieser freudigen Weltlichkeit, in welcher man sich so wohl gefühlt hatte.



Der Sangerkrieg auf der Wartburg. Nach Woth von Schwund.

Durch Blicke und heimliche Worte fand man sich in dem Wunsche zusammen, Elisabeth entfernt und den jungen Landgrafen mit einer reicheren Frau aus der Nähe vermählt zu sehen. Aber der wackere Walter von Burgula, der einst mit den andern Gesandten Elisabeth nach Thüringen geleitet hatte, durchbrach die Heimlichkeit. Offen trat er vor seinen Fürsten hin mit der Frage, ob er sich mit Elisabeth vermählen oder sie ihrem Vater zurückschicken wolle. Da antwortete Ludwig: „Und wenn der Inselsberg da vom Fuß bis zum Scheitel lauter Gold wäre, so wollte ich doch um ihn nicht von meiner Elisabeth lassen.“

Und so vermählte er sich mit ihr, als sie das fünfzehnte Jahr erreicht hatte. Ludwig IV. war nach aller Überlieferung, die wir haben, eins der erfreulichsten Menschenbilder, von denen die Geschichte berichtet. Er war schön von Antlitz und Gestalt, mannhaft in Kampf und Gefahr und von einer Einfachheit der Seele, einer Reinheit des Herzens, daß alles Falsche und Unreine sich vor ihm versteckte. So war er würdig, die Liebe einer Elisabeth zu empfangen, und fähig, sie zu erwidern. Es waren schöne Jahre, als diese beiden herrlichen Menschen einander hatten. Freilich anders war es geworden auf der Wartburg; Frau Minne mit ihren koketten Beziehungen war einer echten deutschen Liebe gewichen, einer Liebe, die, indem sie Freude und Segen um sich verbreitete, sich zugleich als eine christliche Liebe erwies. Wenn Ludwig nicht daheim war, trug Elisabeth das Witwenkleid; für ihn nur schmückte sie sich, ihm allein wollte sie gefallen, wie sie an ihm nur Gefallen fand. Aber als sie einst in der Messe über dem wonnevollen Anblick ihres Gatten selbst Christus meinte vergessen zu haben, versank sie in einen peinigenden Schmerz, welcher der Anfang schwerer Buße war. Hier schon sehen wir sie an der Grenze christverklärter Menschlichkeit stehen und hinüberverlangen in eine Heiligkeit, in die sie sich nachher unter dem Drucke eines harten Geschicks und eines noch härteren Priesters verloren hat.

Landgraf Ludwig war ein treuer Anhänger der hohenstaufischen Sache; und da Kaiser Friedrich II. in jener Zeit noch mit dem Papste Frieden hatte, so konnte er es, ohne mit der Kirche und seiner eignen Kirchlichkeit in Konflikt zu kommen. Das Unheil, welches den Frieden zwischen Kaiser und Papst zerstörte, wurde zugleich die Ursache von Ludwigs Tode; jene Seuche nämlich, welche im Jahre 1227 den so oft verheißenen und ebenso oft verschobenen Kreuzzug Friedrichs verhinderte. Treu seiner Stellung zum Kaiser wie zur Kirche, hatte Ludwig das Kreuz genommen; aber wie er selbst den Schmerz der Trennung von Elisabeth vorausempfand, konnte er sich nicht entschließen, ihr glückliches Herz zu betrüben. Er trug das Kreuz in der Tasche; da fand es Elisabeth, als sie einst scherzend hineingriff. Sie wußte, was es bedeutete, und sank ohnmächtig zu Boden. Das Menschenkind brach zusammen, aber die Christin erhob sich wieder und trug den Schmerz um der Kirche willen.

In den Häfen Apuliens sammelten sich die Pilgerheere. Dort fand auch Ludwig den nahverwandten Kaiser und begleitete denselben, obwohl bereits fieberkrank, nach Otranto, um die Kaiserin Jolanthe zu begrüßen. Das Fieber nahm überhand; Ludwig starb in Otranto, und seine Ritter schickten eine Gesandtschaft nach der Wartburg, welche die schwere Pflicht hatte, Elisabeth von dem unerseßlichen Verluste zu verständigen. Aber sie wagte es nicht; mit liebevollem Verständnis für Elisabeth wendete sie sich an die Landgräfin Mutter. So brachte die Mutter der Gattin die Todesbotschaft, welche für diese das Ende

aller Lebensfreude war. „Nun ist mir die Welt und all ihre Freude tot“, sagte sie und schritt wie traumwandelnd unter der Last des Schmerzes durch die Gemäcker der Wartburg hin. Und wie eine Traumwandlerin hatte sie ihr ferneres Schicksal vorausgesehen; die Freude war für sie tot, aber dem Leid, das sich über sie häufte, mußte sie wenigstens die Süßigkeit heiligender Buße abzugewinnen.

Elisabeths Sohn, Hermann II., wurde von seinen Oheimen, Heinrich Raspe und Konrad, verdrängt; sie wollten nicht des Knaben Vormünder, sondern selbst Landgrafen sein. Als bald trat am Hofe die seit Hermanns I. Tode still gewordene weltliche Richtung wieder hervor, und Heinrich Raspe konnte es wagen, Elisabeth, die solcher Richtung im Wege war, von der Wartburg zu verweisen. Elisabeth nahm still ihr Kreuz auf sich und stieg — es war in kalter Winterzeit — nach Eisenach hinab, wo sie in den Tagen des Glückes der Wohlthaten so viele ausgesäet hatte. Aber hilfreiche Liebe war aus dieser Saat nicht aufgegangen. Niemand wollte sie aufnehmen, denn man fürchtete den Zorn des Herrn auf der Wartburg. In elender, stallähnlicher Behausung wartete sie den Frühling heran; nicht einmal ihre Kinder konnte sie bei sich haben. Mit dem Anbruch des Frühlings 1228 ging sie nach Kitzingen, wo eine Verwandte von ihr Abtissin war. Durch deren Vermittelung kam sie nach Bamberg zu ihrem Oheim, dem Bischof Ekbert. Dort empfing sie die thüringischen Lehnsleute, welche die Gebeine ihres Gemahls in die Heimat zurückgeleiteten. In der Domkirche von Bamberg hat sie wieder gesehen, was von dem herrlichen Gatten übrig geblieben war, und hat Gott für diese Gnade gedankt. Aber der Zug ging weiter, und Elisabeth ging mit. Gern vertraute sie sich den Rittern an, welche die Gebeine ihres Gatten so treu zum Grabe geleiteten. Zu Reinhardtsbrunn stand Elisabeth mit Heinrich Raspe an der Gruft, in die man den Sarg ihres Gemahls versenkte. Rudolf von Burgula aber, einer von den heimkehrenden Kreuzrittern, nahm die weisevolle Stimmung wahr, welche infolge der Totenfeier auch Heinrich Raspe beherrschte, und redete ihm ernst ins Gewissen. Da brach dieser in einen Strom reuevoller Thränen aus und bot Elisabeth die Hand zur Versöhnung.

Elisabeth kehrte auf die Wartburg zurück, aber ihre Heimat fand sie dort nicht wieder. Zwischen ihr und ihrem Schwager war eine Kluft befestigt, die jedes gegenseitige Verständnis unmöglich machte. Und doch wollte sie nicht wieder nach Ungarland zurück. Ihr Vater schickte, sie heimzuholen, eine Gesandtschaft; aber sie blieb, und Heinrich Raspe nannte sie den Gesandten eine Verrückte, die nur mit Bettelvolk verkehre. So erschien dem jetzigen Wartburger Hofe die Wohlthätigkeit einer Elisabeth. Den Wittwensitz in Marburg, den ihr Heinrich Raspe danach anwies, nahm sie dagegen gern an, um ihrem Beichtvater, Konrad von Marburg, näher zu sein. Es geschah im Sommer des Jahres 1229. Auf Konrads Geheiß mußte Elisabeth der Welt entsagen, ohne doch in ein Kloster eintreten zu dürfen. Sie kleidete sich als Franziskanerin und übte die Wohlthätigkeit, die ihr Natur und Gewohnheit war. Bald vermischte selbst der Priester Konrad Maß und Plan in diesem hingebenden Thun; er dämmte es ein durch sehr bestimmte Gebote, gab ihr an, was und wieviel sie verschenken dürfe, und verbot ihr Besuch und Pflege bei ansteckenden Krankheiten. Elisabeth mag es schwer geworden sein, dieser Lust der ungehemmten Liebesthätigkeit zu

entsagen; aber ihre Seele war weiches Wachs in Konrads Hand, und so gewöhnte sie sich, den Weg zur Seligkeit lediglich in der Befolgung seiner Gebote und in der Duldung seiner oft harten Strafen zu suchen. Einst war sie auf Konrads Geheiß zu einem nahen Kloster gegangen, um, wie berichtet wird, ihre Tochter zu sehen, die in demselben erzogen wurde. Die Oberinnen baten, Elisabeth möge in das Kloster selbst eintreten, und diese meinte dazu die Erlaubnis Konrads zu haben; sie trat ein, während ihre Begleiterin Irmengard ihr nur die Thür öffnete, ohne selbst einzutreten. Aber Elisabeth hatte Konrad falsch verstanden; er hatte gesagt: „Mag sie eintreten, wenn sie will“, hatte aber gemeint, sie würde es nicht wollen, weil sie wissen müßte, daß er dagegen sei, kurz, weil sie keinen andern Willen haben dürfte als den seinigen. Wegen dieses unbewußten Ungehorsams mußte Elisabeth büßen. Bruder Gerhard, ein Helfershelfer Konrads, wurde gerufen und schlug Landgräfin und Dienerin unbarmherzig mit einem Stocke; Konrad aber sang das Miserere dazu.

Es ist wahr, Konrad war kein Heuchler; aber man stelle sich nur dieses Bild vor und man wird zornig werden, daß man über einen solchen Kontrast zwischen der ehrlichen Meinung und der Wahrheit nicht lachen kann. Konrad hat Elisabeth ihrem menschlichen Berufe, wie er sich einerseits in der eignen Natur ankündigt, anderseits durch den äußeren Lebenskreis gegeben wird, entzogen; aber zur Heiligen hat er sie erzogen. Elisabeth starb 1231 im Alter von 24 Jahren. Konrad von Marburg und mit ihm der Erzbischof von Mainz beantragten ihre Heiligsprechung. Aber Konrad sollte dieses Ziel seiner martervollen Erziehung nicht mehr erreicht sehen. Er wurde 1233 ermordet; und erst zu Pfingsten des Jahres 1235 sprach Gregor IX. auf den Antrag ihres Schwagers Konrad Elisabeth heilig. Kaiser Friedrich II. besuchte gleich im folgenden Jahre unter ungeheurem Zuflusse von Geistlichen und Laien das Grab der Heiligen. Der Erzbischof von Mainz hielt das Hochamt, und der Kaiser setzte der aus der Gruft gehobenen Heiligen eine goldene Krone aufs Haupt. Aber am schönsten haben die Deutschherren, denen Elisabeth das von ihr in Marburg gestiftete Hospital hinterlassen hatte, ihr Andenken geehrt. Auf Antrieb ihres Schwagers Konrad, der in den Deutschen Ritterorden getreten war und später Hochmeister desselben wurde, ist das Grab der Heiligen mit der schönen Elisabethkirche überbaut worden.

Mit der heiligen Elisabeth schien der Segen von der Wartburg entwichen zu sein. Ihr Sohn Hermann II. starb wenige Jahre, nachdem er die Mündigkeit erlangt hatte, zu Kreuzburg a. d. Werra an Gift. Die Residenz auf der Wartburg und die Regierung über den größten Teil Thüringens hatte Heinrich Raspe behalten, der nach Hermanns Tode (1242) wieder den ganzen thüringisch-hessischen Landbesitz unter seiner Herrschaft vereinigte. Er war der letzte Sproß aus dem Stamme Ludwigs des Bärtigen, denn seine drei Ehen blieben kinderlos. Trotzdem ließ er sich im Jahre 1246 durch seinen Ehrgeiz verleiten, von der bisher bewahrten Treue gegen den Kaiser abzufallen und die von der lockenden Geistlichkeit angebotene deutsche Königskrone anzunehmen. So ward er der Gegenkönig Friedrichs II., der „Pfaffenkönig“, wie ihn das Volk nannte, und geriet mit Konrad (IV.), der als römischer König die Sache seines Vaters in Deutschland vertrat, in einen Krieg, aus dem er nach einem wenig bedeutenden Erfolge im Jahre 1247 sieglos und sterbend heimkam.

In dem Kriege, der um das landgräfliche Erbe entbrannte, behauptete Heinrich der Erlauchte von Meissen, der Sohn einer Tochter Hermanns I., Thüringen — Sophie von Brabant, eine Tochter der heiligen Elisabeth, die für ihren unmündigen Sohn Heinrich von Brabant („das Kind“) den Krieg mit großer Energie führte, Hessen. Heinrich der Erlauchte gab Thüringen seinem ältesten Sohne Albrecht, der seine Residenz auf der Wartburg nahm. Er hat sie zum Schauplatz eines tief schmerzlichen Vorganges und zum Ausgangspunkte endlosen Unfriedens gemacht. Es ist halb Geschichte, halb Sage, was ich erzählen will, aber es ist sicherlich das, was das Volk bei dem Vorgange gedacht und empfunden hat.

Albrecht war in frühem Jünglingsalter vermählt worden mit Margaretha, einer Tochter Kaiser Friedrichs II. Nachdem sie ihm drei Söhne geboren hatte, ward er ihrer überdrüssig, denn eine Hofdame, Kunigunde von Eisenberg, hatte ihn an sich zu ziehen gewußt. Aber Kunigunde wollte, wie jene Fredegunde in der Geschichte der Merowinger, die Gemahlin ihres fürstlichen Liebhabers werden und drang in ihn, sich der edlen Margaretha zu entledigen. Albrecht dang zu ihrer Ermordung einen Mann, der mittels eines Esels den Küchenbedarf von Eisenach auf die Wartburg zu bringen pflegte. Aber dem Manne schlug das Gewissen; und als Albrecht ihn mit dem Tode bedrohte, wenn er nicht in kurzer Frist die That gethan haben würde, offenbarte er Margarethen den Anschlag und drängte sie zur Flucht. Es war eine starke Zumutung, daß die Kaisertochter an der Burgmauer über die Felsen an Tauen sich hinablassen sollte, aber schwerer war doch der Abschied von ihren Söhnen. Als sie an ihre Betten trat und sich zum Kusse über sie neigte, da stutete beim Anblick ihres Lieblings Friedrich der Mutterschmerz so gewaltig auf, daß sie ihn küssend in die rote Wange biß. Dann ließ sie sich hinab, und jener Eseltreiber führte sie im Dunkel der Nacht durch Wald und Gebirge, bis sie auf der Krähnburg das erste Obdach und demnächst den Schutz des Abtes von Hersfeld fand. Von dort ging sie nach Frankfurt, wo sie ehrenvoll aufgenommen wurde, aber nach etwa anderthalb Jahren dem Schmerze um ihre Kinder und um den Niedergang des hohenstaufischen Hauses erlag.

Albrecht — der Unartige, wie er hinfort heißt — vermählte sich mit Kunigunde, die ihren im Ehebruch erzeugten Sohn Apiz im Mantel mit zur Trauung brachte, um ihn durch den priesterlichen Segen legitimieren zu lassen. Diesem „Mantelkinde“ suchte Albrecht später seine Besitzungen zuzuwenden und geriet dadurch in jenen widerwärtigen Krieg mit seinen Söhnen erster Ehe, der Thüringen verwirrte und verwüstete und am Ende sogar zwei länderbegierige Kaiser gegen das arme Land herbeizog. Friedrich der Gebissene rettete durch eigne Tapferkeit und durch die Treue der Mannen wie des Volkes damals noch die thüringische Selbständigkeit. Aber der Glanz der thüringischen Geschichte war dahin. Deutschland überhaupt hatte ja seine große politische Stellung eingebüßt. Der Reichsgedanke hatte seit dem Untergange der Hohenstaufen seine Macht verloren, und so fehlte dem deutschen Volke der höhere Zweck, mit dem es einst gewachsen und groß gewesen war. Die Privatinteressen der Fürsten walten vor und das Reich ist gleichsam eine tote Masse, eine Erbschaftsmasse, an der sich jeder zu bereichern denkt. Zu den unzähligen Fehden, die solches Streben auch in Thüringen hervorrief, kamen in der Mitte des 14. Jahrhunderts

ein furchtbares Erdbeben und der noch furchtbarere schwarze Tod, der Thüringen in graufiger Weise heimsuchte und den Unfug der Flagellanzüge und der Judenmorde im Gefolge hatte. Im folgenden Jahrhundert vollendeten die Hussitenzüge, denen man in Thüringen unter Friedrich dem Einfältigen wehrlos preisgestellt war, und demnächst der „Bruderkrieg“ zwischen Friedrich dem Sanftmütigen von Meissen und Wilhelm dem Tapfern von Weimar die Erötung des Gefühls der Zusammengehörigkeit im thüringischen Volke. Ernst und Albert, die Söhne Friedrichs des Sanftmütigen, konnten im Jahre 1485 das Land lediglich nach ihrem Gutdünken teilen und damit der thüringischen Geschichte ein Ende machen, ohne daß das so zerrissene Volk auch nur gezuht hätte. Fortan war Thüringen ein Anhängsel Sachsens, und die Wartburg, die schon Friedrich der Einfältige verlassen hatte, stand öde wie in träumender Erinnerung an ihre ehemalige Größe.

Und doch hat gerade in dieser Verlassenheit die Wartburg ihren erlauchtesten Gast beherbergt, Dr. Martin Luther, den Helden von Worms, oder den Junker Jörg, wie man ihn in seiner ritterlichen Bekleidung zu nennen angewiesen war. Wer kennt nicht die Geschichte, und doch wer kann sich versagen, sie zu erzählen!

Luther hatte in Worms vor Kaiser und Reich gestanden und hatte nicht gezagt. Er hatte sich frei und offen bekannt zu der Lehre, um derentwillen der Papst ihn gebannt, der Kaiser ihn zur Rechenschaft gezogen hatte. Mit den Worten: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“ hatte er sich in Gottes Schutz gestellt, und man hatte ihn nicht anzutasten gewagt. Kaiser Karl wollte nicht erröten, wie Kaiser Siegmund errötet war, als man Fuß das freie Geleit brach. Aber gerade dieser siegreiche Glaube, mit dem sich Luther auf die heilige Schrift gestellt hatte, und der den Forderungen der weltlichen Macht und der weltlichen Kirche nicht gewichen war, ließ feindliche Maßregeln gegen ihn mit Sicherheit voraussehen. Kirche wie Kaiser verlangten Gehorsam, und dieser Augustinermönch, der seinen eignen Willen in den Glauben an das Wort Gottes dahingegeben hatte, erschien ihnen wie ein Ungehorsamer. Hatte man ihn weder mit den Worten der Schrift, noch mit Gründen der Vernunft widerlegen können, warum sollte man sich davor scheuen, ihn mit weltlichen Mitteln wenigstens zum Schweigen zu bringen?

Friedrich der Weise, Luthers Landesherr, erkannte die Lage der Dinge; er sah das Wormser Edikt voraus, trieb Luther zur Abreise von Worms und erklärte ihm, es sei notwendig, ihn unter den obwaltenden Umständen den Augen der Welt zu entziehen. Soviel hat Luther gewußt, das geht aus seinen Briefen unwiderleglich hervor. Ob auch der Ort des Überfalls und die Art der Entführung verabredet war, mag dahingestellt bleiben.

Um einen Besuch bei seinen Verwandten zu machen, trennte sich Luther in Eisenach von dem größten Teile seiner Gefährten. Nur seinen Bruder Jakob und seinen Kollegen an der Wittenberger Universität, Nikolaus von Amstdorf, nahm er mit nach Mühra, dem Stammort seiner Familie. Nach dreitägigem Aufenthalt fuhr er in den Thüringer Wald hinein, um über Walthershausen die Straße nach Wittenberg zu gewinnen. Aber als er nicht lange an Schloß Altenstein vorübergekommen war, ward er plötzlich in einem Hohlweg von verummten Reitern überfallen und mit scheinbarer Gewaltthat von dem Wagen

herabgezogen. Bruder Jakob entsprang hurtig in den Wald, und der Kutscher erhielt den Befehl, mit Umsdorf getrost weiter zu fahren. Luther wurde auf ein Pferd gesetzt, bis abends um 11 Uhr im Walde umhergeführt und dann endlich in die Wartburg eingebracht. Dort wurde er Junker Jürg (Georg) genannt, und, um diese Maske aufrecht zu erhalten, angewiesen, Haar und Bart wachsen zu lassen und sich nach Ritterart zu kleiden. Wir wissen bereits, daß Hans von Berlepsch, der Schloßhauptmann von der Wartburg, und Hunt von Wenkheim vom Altenstein die Entführer waren, und daß sie im Auftrage ihres Kurfürsten die Begelagerer gespielt hatten.

Es war eine große Mummerei, aber Luther wurde die Hauptrolle, die er darin zu spielen hatte, anfangs recht schwer. Um das Geheimnis zu bewahren, hielt man ihn eingeschlossen, bis Haar und Bart den Mönch unkenntlich gemacht hätten; und das war für eine Thatkraft und Wirkensfreudigkeit, wie sie Luther eigen war, für die Heldennatur des großen Reformators eine schier unerträgliche Lage. Aus der zerstörenden Selbstbetrachtung im Erfurter Kloster hatte ihn Staupitz gerettet, als er ihn nach Wittenberg an die Universität und demnächst zu seelsorgerischer Wirksamkeit berief. Und nun, da er seine ganze Kraft entfaltet hatte, seiner Heldennatur sich bewußt geworden war, nun sollte er sich wieder auf sich zurückgewiesen sehen! Doch nein, er war seines Berufes bereits zu gewiß. In der Stille griff er eine Arbeit an, die mehr als irgend eine seiner Schriften das Werk fördern sollte, dem er sich geweiht. War er zum Schweigen verurteilt, das Wort Gottes sollte für ihn zu seinem Volke reden, d. h. er übersetzte das Neue Testament. Wohl regten Denkarbeit und Eingeschlossenheit ihn auf, dunkle Stunden zogen wieder an seiner Seele vorüber, der Teufel war wieder los und trat zu ihm ein. Aber Luther war nicht mehr der hange Mönch von Erfurt, auch mit dem Teufel zu streiten war er Manns genug; er griff nach dem Tintensaß, schleuderte es nach dem Bösen, und siehe — er hatte sich von dannen gehoben, nur der Tintenfleck an der Wand verriet die Stelle, von der er sich genah.

Als die strenge Haft nicht mehr nötig und seiner Gesundheit wegen nicht mehr rätlich erschien, durfte Luther die Burg verlassen und in Wald und Feld an der Jagd teilnehmen, wie es sich für einen Junker geziemte. Aber auch das Jagdvergnügen vermochte seine berufsmäßigen Gedanken nicht zu bannen; auch auf der Jagd theologisierte er, wie er sich ausdrückt; Jagdnetz und Hunde erschienen ihm wie die Werkzeuge des Teufels, mit denen er unschuldigen Seelen nachstellt. Der Teufel aber war ihm der Gehilfe des Papstes, und so blieb seine Seele von dem Kampfe beherrscht, den er in Wittenberg auf sich genommen und in dem er zu Worms so sieghaft gestanden hatte.

Dennoch ist es nicht ein Moment dieses Kampfes gewesen, was ihn veranlaßte, im Frühling des Jahres 1522 gegen das Gebot seines Kurfürsten die Wartburg zu verlassen. Daheim in Wittenberg war ihm der Wolf in seine Herde eingebrochen. Sein Kollege Karlstadt hatte im Bunde mit den sogenannten Zwickauer Propheten die Wittenberger zu einer Schwärmerei fortgerissen, die, ohne ihr eignes Thun zu fühlen und ohne die Folgen zu ermessen, ihre phantastischen Anwandlungen zu verwirklichen strebte. Die Bilder waren aus den Kirchen gerissen, der Gottesdienst war ohne Bedacht geändert, und kurz, man war auf dem Wege, das Kind mit dem Bade, d. h. die kirchliche Ordnung

mit dem römischen Formentwesen auszuschütten. Das durfte nicht sein. Wie seiner Zeit durch Tegels Ablasshandel, fühlte sich Luther jetzt wieder in seinem eigensten Wirkungskreise bedroht, und das war ihm wie ein Ruf von oben, dem er folgen mußte, selbst auf die Gefahr hin, die Ungnade seines Landesherren auf sich zu laden.

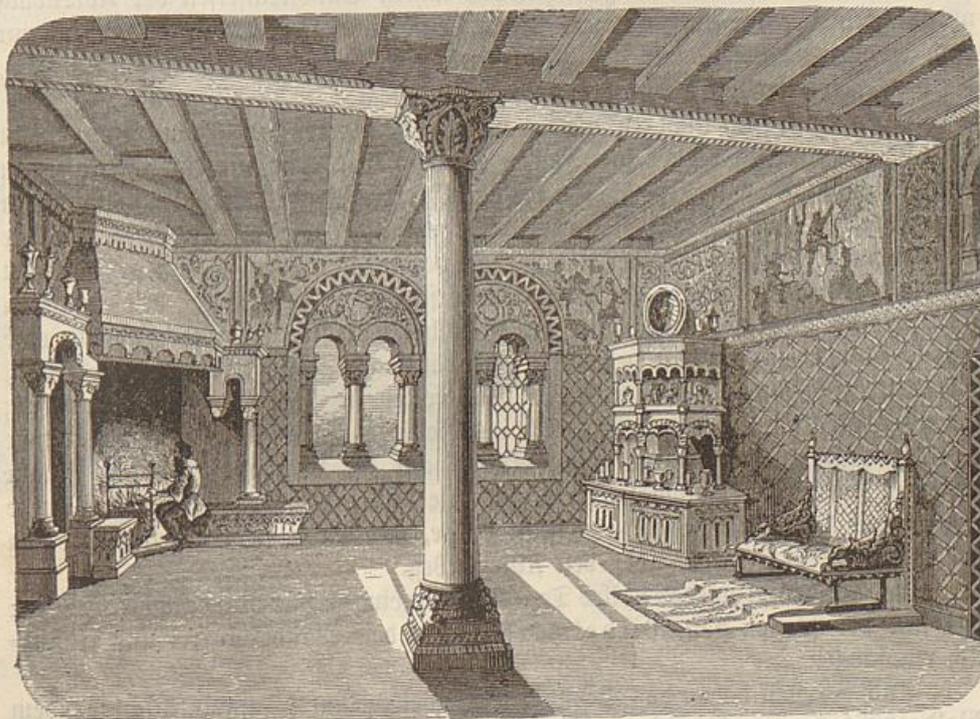
Friedrich der Weise zürnte allerdings, als er Luthers Rückkehr nach Wittenberg vernahm, aber er ließ sich wieder versöhnen. Der Erfolg gab Luthern recht. Die Schwärmer und die Schwärmerei zogen vor der Klarheit seines Wortes und Wesens wie Nebelwolken von dannen, und er selbst trat, ohne sich und seinen Kurfürsten zu gefährden, in die altgeliebte Wirkksamkeit wieder ein. Das Werk aber der Wartburgmuße, die Übersetzung des Neuen Testaments, erschien noch in demselben Jahre im Druck und wurde nicht bloß durch den erschlossenen Inhalt eine Stütze der Reformation, sondern auch durch seine sprachliche Form der Anfang jener Sprachniederlegung, auf welcher unsre neuhochdeutsche Schriftsprache beruht. Es ist merkwürdig genug, daß zwei Epochen des deutschen Geisteslebens und der deutschen Litteratur durch die grundlegenden Werke von der Wartburg ausgegangen sind. Heinrich von Veldes Aeneide führte ein reines Mittelhochdeutsch und zugleich das Minnelied herauf — Luthers Übersetzung, die noch in demselben Dezennium zu einer vollständigen Bibelübersetzung wurde, erfüllte das deutsche Gemüt mit einer Innigkeit der Überzeugung und mit einer Kraft des Glaubens, die nur in der Anlehnung an Luthers Sprache den geeigneten Ausdruck finden konnte.

Trotzdem vergaßen die Deutschen ihrer Wartburg. Schwere Jahrhunderte zogen über Land und Volk dahin. Bei innerer Zerrissenheit und französischer Übermacht verkümmerte das nationale Gefühl und mit ihm die dankbare Erinnerung an die altherwürdige Burg, wo der deutscheste Mann das deutscheste Werk in Angriff genommen hatte. Es bedurfte erst der Erneuerung des nationalen Geisteslebens durch die Freiheitskriege, um die Deutschen wieder zu erinnern, daß sie eine Wartburg hatten.

Als Napoleons Joch abgeworfen und sein Stern fern im Atlantischen Ozean untergegangen war, fand die österreichische Politik ihre Aufgabe darin, die erregte deutsche Volkskraft wieder zu dämpfen. Da wurden berechnete Hoffnungen geknickt. Das deutsche Volk hatte gegebenen Verheißungen gemäß nicht bloß die Freiheit von der Fremdherrschaft, sondern auch von der absoluten Macht der eignen Fürsten und zugleich ein neugeeintes mächtiges Deutschland sich zu erkämpfen gemeint. Das zu vergessen fiel schwer, am schwersten der Jugend, die, in Burschenschaften und Turngemeinden vereinigt, die nationale Hoffnung mit schwärmender Begeisterung ergriffen hatte. Die Burschen und die Turner waren es vorzugsweise, welche die Oktoberfeuer umstanden und an ihnen den Freiheitsgedanken zu schüren suchten.

Die Burschenschaft der Universität Jena hatte auf den 18. Oktober des Jahres 1817 ein Burschenfest auf der Wartburg angesetzt und Abgeordnete sämtlicher deutschen Universitäten dazu eingeladen. Die Behörden legten dem Unternehmen keine Schwierigkeiten in den Weg, man freute sich, den Patriotismus hell und, wie man meinte, unschädlich auslodern zu sehen. Man kannte solche öffentliche Versammlungen mit politischer Tendenz noch nicht, und so wußte man oder bedachte wenigstens nicht, wie sich da zumal jugendliche Seelen

eine an der andern entzünden, bis die allgemeine Glut gefährlich auflodern kann. Und so geschah es auf der Wartburg. Der erregte Patriotismus wendete sich gegen die Maßregeln der herrschenden Politik; Bücher und Gesetze, die ihr entsprachen, wurden ins Feuer geworfen; und die Reden, die gehalten wurden, ließen keinen Zweifel übrig, daß man sich ein Urtheil über das Thun und Lassen der Regierungen anmaße und es gründlich mißbillige. So ist dieses Wartburgfest einerseits ein erfreulicher Nachhall der Freiheitskriege und ihrer patriotischen Bewegung, andererseits aber die Ankündigung jenes demagogischen Treibens, das vereinzelt zu Verbrechen geführt, aber im großen und ganzen von den Regierungen mit unberechtigter Grausamkeit geahndet worden ist.



Das Landgrafenzimmer auf der Wartburg. (Nach der Restauration.)

Nachdem wir so lange bei der Vergangenheit der Burg verweilt haben, wenden wir den Blick auf ihre gegenwärtige Gestalt. Sie überrascht uns durch eine Unversehrtheit, die nichts von der jahrhundertelangen Vernachlässigung verrät, ja durch unverkennbare Spuren einer großartigen und umfassenden Erneuerung. Diese Erneuerung hat sie sich durch ihre reiche und bedeutsame Geschichte verdient. Als ein glänzendes und zugleich lehrreiches Denkmal derselben hat sie ihr Landesherr, der Großherzog Karl Alexander, im Stil und möglichst in den Verhältnissen ihrer glänzendsten Zeit wiederherstellen lassen. Das Landgrafenhaus versetzt uns durch seinen Glanz sowie durch seine Wandgemälde in die Zeit Hermanns I. und des Wartburgkrieges. Im Ritterhaus aber ist das Lutherzimmer unberührt geblieben; man hat sich gescheut, die Spuren des Gottesmannes zu verwischen, selbst die Stelle der Wand ist unübertüncht geblieben, wo reliquiensüchtige Hände den klassischen Tintenleck abgebröckelt haben.

So steht die Wartburg ehrwürdig auch im Glanze der Neuheit auf der Nordwestecke des Thüringer Waldrückens. Eisenach liegt ihr zu Füßen, um den Berg und in die Thäler geschmiegt. Das schönste dieser Thäler ist das Marienthal, das, am Ostfuße des Wartberges vorüberziehend, zu einer Villenvorstadt von Eisenach werden zu wollen scheint. Das Marienthal führt bis zum Eingange in die Landgrafenschlucht und rechter Hand in das Annathal. Der Wanderer, der den Weg in dieses einschlägt, kann wirklich nicht irren, wie die Leute dort gern versichern; denn die einschließenden Berge lassen keine Abweichung zu, ja sie treten als steile Wände so nahe zusammen, daß man froh ist, wenn kein andrer entgegenkommt. Doch macht auch in dieser Enge das Thal nicht den öden Eindruck, den man zwischen den kahlen Sandsteinfelsen bei Adersbach und Beckelsdorf erhält. Grünes Leben dringt überall hervor, und so kommt man wohlunterhalten durch das ziemlich lange Thal bis zur Hohen Sonne, die der Zielpunkt dieser Wanderung zu sein pflegt.

Man denke sich nicht zu viel unter diesem Namen; er kommt von einem Jagdschloßchen, das früher hier stand, und dessen Turm mit einer strahlenden Sonne geschmückt war. Früher hieß der Ort das Hohe Kreuz, man sagt von einem Kreuze, das vor der Reformation dort aufgerichtet war. Vielleicht aber kam dieser Name von der Kreuzung der beiden wichtigen Straßen, die dort stattfindet, des Rennsteigs und der Weinstraße. An Stelle des früheren Jagdschlusses steht jetzt nur noch ein Jagdhaus, dessen Inhaber zugleich eine schwunghafte Gastwirtschaft betreibt. Badegäste und Sommerfremde aus Kuhlta, Liebenstein, Eisenach treffen sich hier oder rollen in ihren Landauern vorüber; der Wanderer aber, der von Eisenach ins Gebirge hineingehen will, schaut hier aus der Ecklaube im Garten noch einmal auf die Wartburg zurück. Dann taucht er nieder zur Hochwaldgrotte; schlanke und doch mächtige Buchenstämme streben aus der Tiefe des Thales zum Lichte, und ihr Blätterdach breitet einen geheimnisvollen Schatten über den stillen Weg.

Endlich dringt wieder volles Tageslicht herein, frische Rasenflächen winken: das sind die Wiesen von Wilhelmsthal, die den Wanderer frei und freundlich empfangen.

Auch Fürsten haben das Bedürfnis, bisweilen hinter zusammenschlagendem Waldgebüsch der großen Welt und ihren Anforderungen zu verschwinden, um im näheren Umgange mit der Natur einen Frieden zu finden, den die große Welt nicht bietet. Die Herzöge und Großherzöge von Sachsen-Weimar-Eisenach haben ihren Platz trefflich zu finden gewußt. Mitten in das waldumkränzte Wiesenthal haben sie ihr Lustschloß gestellt, haben es mit schönen Gartenanlagen umgeben und, damit der Wasserspiegel nicht fehle, sogar einen See künstlich geschaffen, den man hier nicht erwartet und der daher doppelt erfreut. Herzog Johann Wilhelm von Sachsen-Eisenach ist der Begründer der freundlichen Schöpfung, der Großherzog Karl August der Vollender. Johann Wilhelm huldigte natürlich noch dem französischen Geschmacke (1711), Karl August aber, der ja wie kein andrer Fürst mitten in der Umwälzung des deutschen Geisteslebens gestanden hat, die sich am Ende des vorigen Jahrhunderts vollzog, folgte dem Zuge der Zeit, der Rückkehr zur Natur bedeutete, und schuf den Garten in einen englischen Park um.